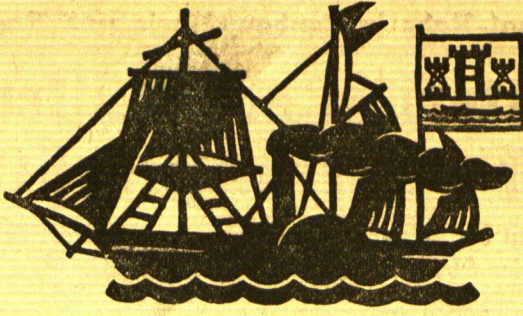


Erscheint täglich nachmittags 5 Uhr, außer an Sonn- und Feiertagen. Monatlicher Bezugspreis: Für Abholer 4.50 Litās, mit Zustellung 5.— Litās. Bei den Postanstalten: Im Memelgebiet und in Litauen 5.30 Litās monatlich, 15.30 Litās vierteljährlich. In Deutschland 2.14 Mark, mit Zustellung 2.50 Mark monatlich. Für durch Streifen, nicht gefaltete Feiertage, Verbote usw. ausgefallene Nummern kann eine Kürzung des Bezugsgebeldes nicht eintreten. Für Aufbewahrung und Rücksendung unverlangt eingelaufener Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Sprechstunden der Schriftleitung: vormittags 11 bis 12 Uhr außer Montag und Sonnabend. Die Geschäftsstelle ist geöffnet: an Wochentagen von 1/8 Uhr morgens bis 1/2 Uhr abends. Fernsprech.-Nummern 26 und 28 (Geschäftsstelle und Schriftleitung), Nr. 480 (Geschäftsstelle und Druckereikontr.). Drahtanschrift: Dampfbootverlag.



Anzeigen kosten für den Raum der nun-Spaltselle im Memelgebiet und in Litauen 18 Cent, in Deutschland 9 Pfennig; Reklamen im Memelgebiet und in Litauen 1.10 Litās, in Deutschland 55 Pfennig. Bei Erfüllung von Platzvorschriften 50 % Aufschlag. Eine Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gewährter Rabatt kann im Konkursfalle, bei Einstellung des Redaktionsbetriebes auf gerichtlichem Wege und außerdem dann zurückgezogen werden, wenn nicht binnen 14 Tagen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt. Gerichte sind u. Erfüllungsort ist Memel. Anzeigenannahme: für kleine Anzeigen bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages, für alle Geschäftsanzeigen mindestens 24 Stunden früher. Die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen wird nicht gewährleistet. Anzeigenannahme durch Fernsprecher ohne Gewähr für die Richtigkeit. Beleg-Nummern kosten 30 Cent.

Memeler Dampfboot

Sührende Tageszeitung des Memelgebietes und des übrigen Litauens

Nummer 217

Memel, Sonntag, den 15. September 1935

87. Jahrgang

Einigkeit macht stark!

Memel, 14. September.

Jeder kennt die Geschichte von der eindringlichen Belehrung, die ein Vater vor seinem Tode seinen sieben sich ewig zankenden Söhnen über den Wert der Einigkeit gab. Hundert Goldstücke versprach er dem, der sieben zu einem Bund vereinigte Städte zerbrechen würde. Die Söhne mühten sich umsonst ab. Als sie ihre Versuche aufgaben, hand der Vater das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem anderen. „Wie ist das leicht“, riefen die Söhne, „so kann auch ein Kind das Bündel zerbrechen“. Der Vater aber, der seine unverträglichen Söhne davor bewahren wollte, eine leichte Beute ihrer Feinde zu werden, belehrte sie: „Wie mit den Stäben, so ist das auch mit euch. Solange ihr einig und fest zusammenhaltet, werdet ihr euren Gegnern widerstehen können, und niemand wird euch überwinden können. Wenn aber das Bündel sich löst, das euch einigen und festigen soll, dann wird es euch so gehen wie diesen Stäben, welche zerbrochen vor euch liegen.“

Eine Geschichte, die in Schullebüchern steht und über deren Lehre sich daher Erwachsene viel leicht erhaben dünken. Aber eine Geschichte, die an einem gut gewählten Beispiel eine Wahrheit veranschaulicht, die sich wie ein roter Faden durch das Leben der Völker und überhaupt durch das Schicksal jeder Gemeinschaft zieht. Denn für jede Gemeinschaft, auch für die unsere, vom Schicksal geschmie dete, gibt es kein tödlicheres Gift als Uneinigkeit. Nichts ist für sie vernichtender als ein Bruderkampf auf Leben und Tod. Wir brauchen nur in die jüngste Vergangenheit zurückzuschauen und an den Bruderkampf zu denken, der in unseren Reihen tobte. Wir fühlen dann sofort, eine wie ansehend einfache, im Grunde aber tiefe und schöne Wahrheit in dieser Geschichte von dem Vater mit den sieben Söhnen und den sieben Stäben liegt. Welche schicksalsschweren Folgen hatte es, weil man glaubte, sie misshandeln zu können!

Weil in dieser Zeit der Not nun auch bald der letzte Mann an seinem Leibe erfahren hat, welche verheerenden Wirkungen der Kampf in eigenen Lager gebracht hat, deshalb stehen wir heute nicht mehr da als diese oder jene Gruppe, dieser oder jener Beruf und Stand, diese oder jene Klasse, diese oder jene Partei. Wir stehen wieder gefestigt da, ein geschlossener Bund. Und heute wird nicht mehr aus verbissener But der Ruf hervorgestoßen: „Bruder, schlag den Bruder!“, sondern heute erklingt frei und offen die Losung: „Bruder, nimm den Bruder mit!“

Unsere politischen Gegner hatten gehofft, wir würden unseren Bruderkampf zum Dauerzustand machen, wir würden uns schließlich selbst ganz zerfleischen. Sie bliesen kräftig in das Feuer. Nun sehen sie, daß es verblüht ist. Sie sehen weiter, daß wir aus der Zeit der Prüfung einiger aufgestanden sind als jemals zuvor. Ihrem Aerger machen sie jetzt nicht nur in Verdächtigungen und Unterstellungen Luft — das ist ein Kapitel für sich —, sondern sie versuchen mit aller Kraft, das Feuer, in dem wir uns gegenseitig verzehrten, von neuem anzufachen. Sie wollen das Band, das die Memelländer der Einheitsliste verbindet, lösen. Sie machen das nach den altbewährten Rezepten und glauben, sie würden damit Erfolge haben.

Die Einheitsliste bringe, so hieß es anfangs, als die Namen einiger Kandidaten dieser Liste bekannt wurden, nur die „alten Gesichter“. Man stellte die Sache etwa so dar, daß die Masse diesen „alten Gesichtern“ nur die Kastanien aus dem Feuer zu holen hätte. Nun, es ist ja von jeher ein beliebter Trick, Mißtrauen gegen die Führerschaft zu säen. Man glaubt, mit der Führerschaft läßt sich eben leichter fertig werden als mit der Masse. Nachdem nun die Einheitsliste endgültig vorliegt, und man beim besten Willen auf ihr keine sogenannten Parteibonzen und „alten Gesichter“ entdecken kann, da heißt es wieder, „daß die intellektuelle Oberschicht auf der sogenannten Einheitsliste nur sehr dünn ist“; es handele sich nur um ein bunt zusammengewürfeltes Gewas. Die Liste, so heißt es weiter, bringe keine Führer, sondern zumeist nur Unteroffiziere und Rekruten, und die Führerschaft läßt sich außerhalb dieser Liste. Die arme Einheitsliste! Was sie auch macht, um Gnade vor den Augen ihrer politischen Gegner zu finden, sie macht es falsch. Merkt nicht auch der Dümme, welches Spiel hier getrieben wird?

Es ist dieses Spiel in belsibe nicht der etniae.

Eine Demarche der Signatarmächte

Kaunas, 14. September. (Lit.)

Der „Temps“ meldet in seiner Nummer vom 13. September aus Londoner Quellen, daß die Vertreter der Signatarmächte der Memelkonvention in Kaunas im Zusammenhang mit den bekanntlich am 29. September stattfindenden Landtagswahlen eine Demarche unternommen haben.

Wie man erfährt, hatten sich die Vertreter der genannten Mächte am 13. dieses Monats an die litauische Regierung gewandt, wobei sie gewisse Wünsche im Zusammenhang mit den kommenden Landtagswahlen zum Ausdruck gebracht haben. Diese Wünsche stimmen vollkommen mit der Einstellung der litauischen Regierung und den von ihr getroffenen Maßnahmen überein. In diesem Sinne ist den Vertretern der Signatarmächte am 13. September eine positive Antwort erteilt worden.

Erklärungen des Ministerpräsidenten Tubelis

Kaunas, 14. September. (Lit.)

Am 13. September hat Ministerpräsident J. Tubelis über die bevorstehenden Wahlen zum Memelländischen Landtag folgende Erklärung abgegeben:

„Im Zusammenhang mit tendenziösen Informationen einiger Zeitungen über das Wahlgesetz, nach welchem demnach die Wahlen zum Memelländischen Landtag stattfinden haben, hält die litauische Regierung, die jede durch die tendenziöse Propaganda hervorgerufene Unrichtigkeit beseitigen will, es für notwendig, die Bedingungen zu präzisieren, nach denen der neue Memelländische Landtag am 29. September gewählt werden wird.“

Die bevorstehenden Wahlen zum Memelländischen Landtag werden auf Grund derselben Ordnung erfolgen, die bestand, als die Legislaturperiode des letzten Landtags abließ, d. h. nach

öffentlichem, gleichem, geheimem und direktem Wahlrecht. Das Gesetz vom 15. August dieses Jahres hat an diesem System einige kleine Änderungen vorgenommen. Diese Änderungen ändern jedoch nicht die Wahlordnung und ihr Aussehen im allgemeinen; sie betreffen nur die nachstehenden Punkte:

Den Wählern ist die Möglichkeit gegeben, einzelne Personen und nicht nur einzelne Listen zu wählen. Vor Aufnahme ihrer Tätigkeit müssen die Landtagsabgeordneten einen Eid leisten. Schließlich ist das Recht, gewählt zu werden, solchen Personen genommen worden, die Organisationen angehört haben, welche von den Gerichten als unstrafrechtlich erkannt worden sind.

Im Gegensatz zu den in dieser Frage verbreiteten Gerüchten hält die litauische Regierung es für notwendig, festzustellen, daß die Entziehung dieses Rechts nicht anonyme Gruppen, sondern nur eine begrenzte Anzahl von Personen betrifft.“

Gerüchte über das Direktorium

Das Direktorium bittet um Veröffentlichung der folgenden Nachricht:

Im Memelgebiet sind Gerüchte verbreitet, wonach das Direktorium nur während der Zeit vor den Wahlen Prämien für Baconschweine zahlt und daß nach den Wahlen Prämien nicht mehr gezahlt und die Besitzer Schweine zu einem niedrigeren Preis würden verkaufen müssen. Von Seiten des Direktoriums wird hierzu mitgeteilt, daß Prämien für Baconschweine vom 1. August bis zum Ende dieses Jahres gezahlt werden und daß die hierfür notwendigen Beträge bereits sichergestellt sind. Alle anderen Behauptungen sind nur eine Irreführung der Menschen.

Ebenfalls gehen Gerüchte, daß, nachdem Herr Buttke aus dem Landesdirektorium ausgetreten ist, die anderen Mitglieder des Direktoriums sich sein Gehalt geteilt hätten. Auf diese Gerüchte wird erwidert, daß, nachdem Herr Buttke aus dem Direktorium ausgetreten ist, sich die anderen Mitglieder des Direktoriums wohl die Arbeit geteilt haben und daß sie auch jetzt, wo sie die Arbeit durchführen, dieselben feinerzeit herabgesetzten Gehälter erhalten. Das Gehalt des Herrn Buttke wird jetzt gesparrt.

Das angebliche Diktat von außerhalb

Der Wahlausschuß der Memelländischen Einheitsliste bittet um Veröffentlichung folgender Mitteilung:

Der „Memeler Beobachter“ bringt in der vom 12. September ausgegebenen Nummer 47 eine Nachricht zur Wahlbewegung, die auch bereits am Tage vorher im Memeler Radiodienst verbreitet worden ist.

In dieser Nachricht heißt es u. a.: „Interessant ist dabei, was man über das Zustandekommen der sogenannten Einheitsliste hört. Wie man uns mitgeteilt hat, ist diese Liste nicht etwa nach dem freien Willen der Wähler aufgestellt worden, sondern sie ist vielmehr auf Grund eines von außerhalb des Gebiets stammenden Diktats zustande gekommen.“

Wir haben weder Zeit noch Lust, hinter jeder über die Memelländische Einheitsliste verbreiteten unwahren Meldung herzulassen. Unsere Wähler wissen aus der Erfahrung der früheren Wahlkämpfe, welchen Wert diese Wahlmanöver unserer Gegner haben. Und

unsere Gegner wissen als die Erfinder solcher Nachrichten selbst am besten, wie unwahr diese Meldungen sind.

Die vorerwähnte Meldung wendet sich aber nicht nur an die memelländischen Wähler. Sie bemüht sich, uns auch über die Grenzen des Gebiets hinaus zu verächtigen und uns als unloyal und staatsfeindlich hinzustellen. Deshalb können wir dazu nicht schweigen.

Wir stellen mit allem Nachdruck fest, daß die erwähnte Meldung des Memeler Beobachters und des Memeler Radiodienstes in vollem Umfang erfunden ist. Unsere Wählerchaft weiß es am besten, daß die Aufstellung der Einheitsliste der Erfolg ihres einmütigen Willens war, daß dieser Wille so stark war, daß ihm gegenüber alle anderen taktischen Erwägungen zurücktreten mußten.

Wir fühlen uns ausschließlich abhängig von dem freien Willen der heimatreuen Mehrheit der Memelländer, als deren Treuhänder wir uns betrachten.

Nicht nur sollen die Kandidaten gegen die Wähler ausgespielt werden, auch die einzelnen Stände und Berufsstände, also die Wähler unter sich sollen gegeneinander aufgefächert werden. Da gibt es z. B. zwei Blätter, die in dem gleichen Hause gedruckt werden und erscheinen und politisch an dem gleichen Stränge ziehen. Die eine in deutscher Sprache erscheinende Zeitung hat es auf die Arbeiterkreise

abgesehen. Sie will diesen vorerzählen, daß die Einheitsliste nicht geeignet sei, die Belange der arbeitenden Bevölkerung zu vertreten und daß es besser sei, daß die deutsch-memelländisch eingestellten Arbeiter die großlitauischen Arbeiter wählen. Den deutsch-memelländischen Arbeitern wird also zugemutet, die Parteien zu verstärken, die mit den anderen litauischen Parteien durch dick und dünn

gehen und mit ihnen zusammen im letzten Landtag den litauischen Block bildeten. Auf den Leim fällt selbst der dümmste Arbeiter nicht mehr hinein.

Die andere Zeitung wieder, die in litauischer Sprache erscheint und sich vorzugsweise an die ländliche Bevölkerung wendet, will diese überzeugen, daß sie doch nicht für eine Liste stimmen könnte, in der Arbeitervertreter vorhanden sind. Und um das ihren Lesern besser schmackhaft zu machen, bezeichnet sie diese Arbeitervertreter schlankweg und ungeniert als — Kommunisten. Das ist nun zwar eine sehr bequeme Methode, aber jeder vernünftige Landwirt weiß heute, daß die kommunistische Partei in Litauen verboten ist und daß der Versuch, kommunistische Propaganda zu treiben, mit schweren Gefängnis- und Zuchthausstrafen geahndet wird. Es bedeutet auch eine Herabsetzung der mit dem Schutz der Bevölkerung vor dem Kommunismus betrauten staatlichen Organe, anzunehmen, daß die Kommunisten jemals Einfluß in unserem politischen Leben gewinnen könnten. Die Arbeiter, die auf der Einheitsliste aufgestellt sind, gehören schon jahrelang dem Landtage an. Sie haben sich bemüht, die besonderen Interessen der Arbeiter zu vertreten, und sie werden das im Rahmen der Einheitsliste auch weiterhin tun. Vor allen Dingen aber sind sie immer mannhaft für die Erhaltung der Autonomie eingetreten, und eben das ist es, was unsere politischen Gegner so wütend und weshalb sie ehrliche Arbeiter bei der ländlichen Bevölkerung als Kommunisten anschwärzen.

Einmal sind zwölf Arbeiter in der Liste, das andere Mal wieder zu wenig. Einmal wird die Liste als nationalsozialistische hingestellt, das andere Mal wieder wimmelt es in der Einheitsliste angeblich von Bolschewiken wie von roten Ameisen. Braucht man die Behauptungen dieser Blätter überhaupt noch zu widerlegen? Sie widerlegen sie ja selbst! Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Merkt nicht auch der Dümme, welches Spiel hier getrieben wird?

Es kommt aber noch besser. Während man versucht, bei der Einheitsliste einen Beruf gegen den anderen auszuspielen, einen Stand gegen den anderen, veröffentlicht die litauische Volkspartei, die Wisnomens Sajunga, in dem genannten Blatt in großen Schlagzeilen über vier Spalten hinweg die folgende Losung: „Das wirtschaftliche Leben aller Stände muß aufeinander abgestimmt werden; man darf nicht zulassen, daß ein Stand auf Kosten eines anderen lebt“. Was also bei der Wisnomens Sajunga ein Teil des Programms und also offenbar eine Tugend ist, das ist, wenn die Einheitsliste es macht, ein Verbrechen. Wenn die Wisnomens Sajunga mit den großlitauischen Arbeiterparteien Hand in Hand geht, dann ist das ein Ausgleich der Massenengegense. Bei der Einheitsliste ist das Zusammengehen mit den Arbeitern aber ein Bündnis mit Kommunisten. Die Stände und Berufe, die in der Einheitsliste zusammenstehen, haben sich, wenn sie die Zufriedenheit ihrer politischen Gegner erringen wollen, eben so lange herumzuschlagen, bis sie ihnen zur leichten Beute fallen. Dann können sie zu dem Schaden noch den Spott einfechten.

So werden alle Mittel und Mittelchen angewandt, um die in der Einheitsliste zum Ausdruck gekommene Einigkeit und Einmütigkeit zu lockern oder gar zu zerstören. Man sieht daraus nur, daß das Eintopsgericht, wie ein Blatt die Einheitsliste so „geschmackvoll“ benannte, unsern politischen Gegnern schwer im Magen liegt. Sie sind nämlich, wenn sie auch anders tun, sehr gut über die wahre Stimmung unterrichtet, und sie wissen es, daß gerade unter den Landwirten und in der Arbeiterchaft der Wunsch nach einer Einheitsliste am dringendsten ausgesprochen wurde und am stärksten war. Und weil sie das wissen, deshalb eben versuchen sie gerade diese beiden großen Berufsstände gegeneinander auszuspielen. So krampfhaft Anstrengungen sie aber auch machen, sie werden dieses „Eintopsgericht“ nicht verhindern. Denn die Lehre von dem Bund mit den sieben Stäben ist auch den Arbeitern und den Landwirten gar zu nachdrücklich gegeben worden, als daß sie diese jemals wieder vergessen könnten...

Auch der „Lituvos Aidās“ berichtet, daß das Kriegsgericht am 8. Oktober gegen Eduard Meyer verhandeln werde. Gegen Schulat Meyer ist, wie es in der Meldung heißt, Anklage auf Grund der §§ 51, 49 und 111¹ des Strafgesetzbuches und der §§ 14 und 5 des Gesetzes zum Schutze von Volk und Staat erhoben worden.

Die Lage in Griechenland

Offizierschießen im Vorzimmer des Ministerrats
Falbaris' Stellung geschwächt

Belgrad, 14. September.

Ueber die Vorgänge in Griechenland, die fast zu neuen sehr ernsten Ereignissen geführt hätten und in einer Offizierschießerei im Vorzimmer des Ministerrats ihren dramatischen Höhepunkt fanden, gibt die „Politika“ einen ganzseitigen zusammenhängenden Bericht, dem wir folgen des entnehmen:

General Panajotakis, Kommandant der ersten Armee, genießt den Ruf eines pflichtbewußten Offiziers, der, ohne sich um Politik zu kümmern, gerade seinen militärischen Weg gegangen ist. Ministerpräsident Falbaris berief ihn auf Grund besonders Vertrauen im März in seine hohe und sehr einflussreiche Stellung. Athen ist die stärkste und ausschlaggebende Garnison, nachdem er als Kommandant der dritten Armee in Saloniki durch sein entschlossenes Eingreifen verhindert hatte, daß die Stadt den Aufständischen in die Hände fiel. Aus jener Zeit datiert auch sein scharfer persönlicher Gegensatz zum Kriegsminister General Kondylis, der ihm damals das Kommando aus der Hand nahm und damit auch den Ruf des Befreiers Mazedoniens an sich brachte.

In dem sich immer mehr zuspitzenden Gegensatz zwischen Falbaris und Kondylis stellte sich General Panajotakis — wir folgen weiter der Darstellung des Belgrader Blattes — ganz auf die Seite des Regierungschefs, mit dem er der Auffassung war, daß eine mehr oder weniger gewaltsame Machübernahme durch radikal-monarchistische Elemente für das Land gefährlich sei. Auch das Offizierskorps hatte sich an diesem Gegensatz in zwei Lager geteilt. Offenbar im Einklang mit dem Ministerpräsidenten hat General Panajotakis versucht, aufrührerischen Elementen der Armee zuvorkommen. Zu diesem Ziel ordnete er Alarmbereitschaft der Athener Garnison an und ließ die Kaserne Matrasits von seinen Leuten besetzen.

Als der Kriegsminister davon unterrichtet wurde, ließ er den General ins Ministerium rufen, befaß ihn, seine Anordnungen zurückzunehmen, und erklärte ihn schließlich als abgesetzt. Panajotakis weigerte sich jedoch, unter Berufung auf das Vertrauen des Ministerpräsidenten, den Befehlen des Kriegsministers nachzukommen. Ebenfalls weigerte er sich später, sein Kommando dem General Demetris abzugeben. Die Dinge spitzten sich gefährlich zu; Kondylis sowohl wie Panajotakis traf militärische Vorbereitungen, und die Weibschafften ihrer Anhänger entluden sich in dem oben erwähnten Streit, bei dem auch Panajotakis selbst, wenn auch ungefährlich, verletzt wurde.

Das geschah Dienstagabend, zur Zeit eines Ministerrats, zu dem Falbaris durch seinen Adjutanten auch Panajotakis hatte bitten lassen. Diese Sitzung endete mit einem Siege Kondylis'. Falbaris sah sich genötigt, der Enthebung des Generals Panajotakis von seinem Posten zuzustimmen, und erließ den Aufruf an das griechische Volk, in dem die Volksabstimmung über die Frage der Wiederherstellung der Monarchie angekündigt wird. Der Minister des Innern Mallas erklärte auf Grund dieser Ereignisse „aus moralischen Erwägungen“ seinen Rücktritt, und Falbaris übernahm das Ministerium des Innern.

Der Athener Bericht der „Politika“ schließt mit der Feststellung, daß Falbaris' Stellung erheblich geschwächt und Kondylis Herr der Lage sei. Die Tatsache aber, daß Falbaris auch weiterhin den Vorsitz der Regierung führt, scheint Beweis zu sein, daß der Ministerpräsident gewillt ist, seinen Weg strenger Legalität weiterzugehen, d. h. einen monarchistischen Putz zu verhindern und die Entscheidung über Republik oder Monarchie wirklich einer Volksabstimmung zu überlassen.

Athen, 14. September. Wie die Agence d'Athènes“ mitteilt, richtete Ministerpräsident Falbaris eine Botschaft an das griechische Volk. Nachdem er auf die Vorgänge zu sprechen kam, die den mitberufenen Rücktritt des Kriegsministers Kondylis zur Folge hatten, äußerte er sich zur Frage der Regierungsform. Er verkündete folgendes: „Ich selbst bin davon überzeugt, daß ein demokratisches Königreich die naturgegebene Regierungsform für unser Land ist.“

Athen, 14. September. Bei der Insel Deufas strandete am Freitag der Personendampfer „Popp“, der voll besetzt war. Unter den Fahrgästen brach eine Panik aus, es konnten aber alle gerettet werden. Der Dampfer befindet sich in einer sehr schwierigen Lage. Zwei Bergungsdampfer liefen zur Hilfeleistung aus; einer von ihnen strandete ebenfalls.

Die „Eita“ über eine Pressediskussion

Kannas, 13. September. („Eita“)

Die „Berliner Wochenszeitung“ versucht in ihrer Nummer vom 11. September in einem Artikel unter der Überschrift „Abessinien und Memel“ den schlechten Eindruck zu verbessern, den die scharfen Angriffe der Presse des Dritten Reiches gegen Italien in der internationalen Öffentlichkeit hervorgerufen haben. Die deutsche Zeitung wendet sich in der Hauptsache gegen die Ausführungen der englischen Zeitung „Evening Standard“, die dieser Tage einen Artikel veröffentlichte, in dem die Sprache Deutschlands gegenüber Italien mit der Italiens gegenüber Abessinien verglichen wurde. Der „Evening Standard“ brachte zum Ausdruck, daß die territorialen Vorschläge an Italien bei der nationalsozialistischen Regierung die Erinnerung an die nach dem Kriege verlorenen Gebiete geweckt und den Gedanken über die Rückkehr dieser Gebiete von neuem hervorgerufen habe. In erster Reihe hebe die Memel-Frage. Die „Berliner Wochenszeitung“ weist solche Zumutungen zurück und schreibt: „Es ist möglich, daß Italien an die Eroberung Abessiniens denkt. Ueber eine Veränderung der Beziehungen zwischen Deutschland und dem Memelgebiet, über eine Einverleibung des Memelgebietes denkt aber niemand. Die autonome Stellung des Memelgebietes innerhalb der Grenzen Litauens ruft keine Diskussion hervor. Die Regelung, wie sie feinerzeit in dem Statut des Memelgebietes getroffen wurde, wird nicht nur von deutscher Seite, sondern auch von Seiten der Memelländer als endgültig betrachtet.“ Weiter betont die Zeitung: „Zwischen Abessinien und Memel kann man auch beim besten Willen keine Analogie konstruieren.“ Weiter bemerkt die Zeitung, daß „von deutscher Seite niemals die gleichen Rechte Litauens bestritten worden sind. Deutschland habe niemals Litauen als rechtslos betrachtet.“

Das Echo der Laval-Rede in London, Paris und Rom

„Die Autorität des Völkerbundes ist wiederhergestellt“

Das ist das Urteil der „Times“ — „Daily Mail“ spricht dagegen von einem „diplomatischen Bluff“

London, 14. September.

Die Rede Laval vor dem Völkerbund hat in der englischen Presse ein lautes und nachhaltiges Echo hervorgerufen. Ueber die eigentliche Bedeutung der Erklärung des französischen Ministerpräsidenten ist man sich hier allerdings noch keineswegs völlig einig. Die Ansichten der Blätter schwanen zwischen heller Begeisterung, daß Frankreich sich nunmehr endgültig auf die Seite Englands und des Völkerbundes gestellt habe, und zwischen der Auffassung, daß Laval sich auch diesmal in keiner Weise in der einen oder anderen Richtung, und jedenfalls nicht auf eine Beteiligung Frankreichs an Sanktionen festgelegt habe.

Die „Times“ schreibt in ihrem Leitartikel: Laval habe nunmehr die letzte Spur eines Zweifels über seine Stellungnahme zum Völkerbund beseitigt. „Die begeisterte Unterstützung der französischen und britischen Politik durch die anderen Nationen des Völkerbundes bedeutet, daß in Zukunft ein überlegtes und gerechtes Urteil in einem internationalen Streit mit Autorität ausgetastet sein wird. Dieses Wiederanstreben der moralischen und praktischen Autorität des Völkerbundes ist um so dramatischer, als sie in einem Augenblick kommt, in dem sie auf einen so niedrigen Punkt gesunken war.“ Aber selbst jetzt hoffe Laval noch, so meint das Blatt weiter, daß die Zusammenarbeit mit Italien nicht zu Ende sei, was auch durch das soeben mitgeteilte gemeinsame Vorgehen der drei Mächte in der Memel-Frage bestätigt werde. Dieser verhältnismäßig geringfügige, wenn auch in jeder Hinsicht rechtzeitige Akt der Zusammenarbeit sei an sich eine Ermunterung, aber die Beachtung der Vorkämpfer, die durch dieses Vorgehen unterstrichen werde, müsse sich notwendigerweise auf jedes Land erstrecken. Wenn Mussolini nicht jeden „Sinn für Gleichgewicht“ verloren habe, dann sollten die energischen Worte Laval ihm überzeugen, daß für sein Land viel mehr durch eine rechtzeitige Zusammenarbeit mit Großbritannien und Frankreich gewonnen werden könne, als durch eine „unsinnige Politik“, die von diesen Ländern abgelehnt werden müsse. „Morning Post“ glaubt, daß man in London mit der Auslegung der Rede Laval noch zögere. Die Lage werde voraussichtlich während des Wogenendes durch die Berichte Sir Samuel Hoares klargestellt werden. Das Blatt schreibt dann: „Die Unabhängigkeit Oesterreichs geht den Völkerbund mindestens soviel an, wie die Unversehrtheit Abessiniens. Es kann für England keine andere Unterscheidung mehr zwischen Ost- und West-Lotharing geben. Wenn Oesterreich bedroht würde, hätten wir dieselbe Verpflichtung.“ „Daily Mail“ weicht in ihrer Auslegung der Rede Laval von den anderen Zeitungen ab und bezeichnet sie als einen „diplomatischen Bluff“. Laval habe sogar die Sanktionen endgültig in die Luft gesprengt. Er wisse, daß seine Auslegung der Erklärung Sir Samuel Hoares nicht angenommen werde. „Daily Express“ erklärt: Italien sei durch Laval's Rede unberührt und habe daraus geantworlet: „Wir marschieren unter allen Umständen.“ Die Oppositionsblätter begrüßen die Erklärung Laval's. „News Chronicle“ schreibt: Laval hat sich endgültig festgelegt, und er kann jetzt von dieser Verpflichtung nicht mehr zurückweichen, ohne die Ehre seines Landes mit unauslöschlicher Schande zu beflecken.“ „Daily Herald“ sagt: „Es ist jetzt sicher, daß Mussolini, wenn er sich in das abessinische Abenteuer einläßt, auf den kollektiven Widerstand der organisierten Welt treffen wird.“

Man denkt heute nicht mehr an militärische Sühnemaßnahmen“

Von der Pariser Presse einstimmig gebilligt

Paris, 14. September.

Die Genfer Rede Laval's findet in der gesamten Morgenpresse ohne Unterschied der politischen Richtung einstimmige Billigung. Der Außenminister des „Echo de Paris“ weist auf die Auswirkungen hin, die die nunmehrige Stellung Frankreichs haben könne, falls Italien die letzten Vermittlungsvorschläge des Pariser-Ausschusses ab-

„Ägypten gegen alle feindlichen Angriffe gesichert“

Erklärungen des Kommandanten der britischen Flotte in Alexandria

Kairo, 14. September.

Angeichts der unsicheren Lage der Weltpolitik ist die Nachfrage nach der Baumwolle neuer Ernte sehr schwach. Die Ausfuhrkaufleute in Alexandria sind aufgefordert worden, die Kriegsschädenver sicherungen für die Lieberseefendungen abzuschließen. Die ägyptischen Vertreter der großen Versicherungsgesellschaften haben von ihren Stammkäufern die Anweisung erhalten, für Warentransporte nach Ostafrika doppelte Prämien zu erheben. Die Börse in Alexandria ist durch diese Maßnahme stark in Mitleidenhaft gezogen worden.

In diesem Zusammenhang sind die Erklärungen bemerkenswert, die der Kommandant der britischen Flotte in Alexandria, Vizeadmiral Forbes, bei einem Essen zu Ehren des Ministerpräsidenten abgab. Der Admiral betonte, daß alle Maßnahmen zur Sicherheit Ägyptens auf dem Meere und in der Luft getroffen seien, um alle unvorhergesehenen Ereignisse berücksichtigen zu können. Auf Grund dieser Maßnahmen könne kein feindliches Schiff oder Flugzeug Ägypten erreichen. — In Aden sind fünf britische Zerstörer eingesetzt.

Britischer Protest gegen italienische Rundfunkpropaganda

London, 14. September. „Daily Telegraph“ berichtet über einen Protestschritt gegen die Propaganda des italienischen Senders Bari, der in den letzten Wochen englandfeindliche Sendungen in arabischer Sprache unter der eingeborenen Bevölkerung der Levante verbreitet habe. Das britische Außenministerium habe einen formellen Protest beim italienischen Botschafter in London eingelegt, in dem auf den Charakter einiger Rundfunksendungen der letzten Zeit hingewiesen werde. Am vergangenen Montag sei es in arabischer Sprache gefunkt worden: „Die ganze Welt weiß, daß das italienische Kolonialunternehmen von Gott gesegnet ist. Die ganze Welt weiß, daß der übrige Islam unter der britischen Herrschaft in Ägypten und Palästina, um nur zwei Beispiele zu nennen, leidet.“

London, 14. September. Wie aus Gibraltar berichtet wird, sind dort zwei Italiener verhaftet worden, die angeblich im Besitz verdächtiger Papiere gewesen seien.

Londoner Presse interviewt Rickett

„Ich habe die schönste Konzeption, die die Welt seit längerer Zeit gesehen hat“

London, 14. September.

Nach seinem Eintreffen aus dem Flugplatz Croydon, das gestern Abend erfolgt ist, gewährte Rickett Pressevertretern eine Unterredung über die von ihm abgeschlossene Delegationen in Abessinien. Die Frage, ob er die gegenwärtige politische Lage als ein Mittel zur Erzielung der Konzeption benutzt habe, und ob er sich bei seinen Verhandlungen der möglichen politischen Folgen für England bewußt gewesen sei, beantwortete er verneinend. Als ein Pressevertreter ihn fragte, was nach seiner Ansicht in Folge des Vorgehens der amerikanischen Regierung jetzt mit der Konzeption geschehen werde, erwiderte Rickett: „Ich glaube, daß die Konzeption vollkommen feststeht. Ich habe die schönste Konzeption, die die Welt seit längerer Zeit gesehen hat, und ich bin sehr stolz, sie bekommen zu haben.“ Rickett hob hervor, daß er nicht im geringsten an Politik interessiert sei, und daß seine Regierung an ihn herantreten sei. Deshalb hätte auch kein Staat sich wegen seiner Handlungsweise machen lassen. Ob er in englischen Auswärtigen Amt vorzupreden werde, wisse er noch nicht, da man sich bisher noch nicht in diesem Sinne an ihn gewandt habe. Auf die Frage, ob er die Konzeption irgendwelchen anderen britischen oder amerikanischen Interessenten anbieten werde, erwiderte Rickett: „Nein, die Konzeption gehört völlig mir, aber die gegenwärtige Lage wird mich natürlich zu eingehenden Erwä-

gungen veranlassen. Ich hoffe, daß die Konzeption baldigst sofort ausgebetet wird, trotz der Unruhen, die anscheinend bevorstehen, und die meine Pläne in keiner Weise berühren werden.“ „Evening Standard“ veröffentlicht noch eine Reihe weiterer interessanter Einzelheiten aus diesem Presseinterview. Danach habe Rickett bereits im März Verhandlungen mit Abessinien in Addis Abeba geführt, nachdem er schon im November eine Reihe von Vorverhandlungen hatte, d. h., daß der wesentliche Teil seiner Verhandlungen vor dem Aufkommen der Spannung zwischen Italien und Abessinien stattgefunden habe. Rickett betonte, daß er die Verhandlungen im Auftrag der „Standard Vacuum Oil-Co.“ geführt habe. Es habe niemand anderes hinter ihm gestanden. Er habe den britischen Gesandten in Addis Abeba nicht unterrichtet, um diesem keine Schwierigkeiten zu machen. Weiter erklärte Rickett: „Es sei nicht richtig, daß die abessinische Regierung auf Grund der Konzeption eine Anleihe erhalte, um damit Kriegsmaterial zu kaufen. Die Konzeption sehe keinerlei Anleihe oder sonstige Geldgewährungen vor. Er wisse nichts davon, daß seine Konzeption an die italienische Regierung übertragen werden solle. Was mit ihr geschehe, würden allein seine amerikanischen Freunde zu entscheiden haben. Von einem Herrn Carter wisse er nichts. Seine Konzeption sei vom Kaiser genehmigt worden und trage die Unterschrift des zuständigen Ministers.“

lehne. Die Stresa-Front würde sich den vorichtigsten und beschränkten gemeinsamen Sühnemaßnahmen nicht fröhnen, und gerade von diesem Gesichtspunkt aus müsse man feststellen, daß Laval seine Wahl getroffen habe. „Journal“ erklärt: Laval habe in seiner Rede die Grenze angedeutet, über die selbst die größte Freundschaft nicht hinausgehen könne.

Der „Jour“ stimmt den Erklärungen Laval's insbesondere deshalb zu, weil er es vermieden habe, eine durchaus einseitige Haltung einzunehmen. Die Hauptsache sei, daß man heute nicht mehr an militärische Sühnemaßnahmen denke, sondern sich auf wirtschaftliche und finanzielle Maßnahmen beschränken werde. Eine ähnliche Beurteilung findet die Rede in der radikalsozialistischen „Tribune“ wieder. Laval, so schreibt das Blatt, habe mit Recht darauf hingewiesen, daß Frankreich sowohl der italienischen als auch der englischen Freundschaft treu bleibe, zumal diese beiden Freundschaften im Zeichen der Treue zum Völkerbund in Einklang gebracht werden könnten und müßten.

Der Marxistenführer Léon Blum begrüßt es in seinem Blatt, dem „Populaire“, daß sich Laval auf die Seite der Verteidiger des Völkerbundes gestellt habe. Das „Devoir“ begrüßt ebenfalls die Rede Laval's, zeigt sich aber hinsichtlich des weiteren Ver-

„USA. bleibt neutral!“

Präsident Roosevelt mit der Hull-Erklärung voll einverstanden

Hydport, 14. September. Präsident Roose-

velt, der sich zur Zeit auf seinem Sommerhof in Hydport aufhält, erklärte sein volles Einverständnis mit der letzten Hull-Erklärung. Der Präsident drückte seine Beforgnis über die Lage in italienisch-abessinischen Streitfall aus. Auf Befragen in der Pressekonferenz sagte Präsident Roosevelt: „Wenn Krieg in Europa ausbrechen sollte, bleibt Amerika entschieden neutral auf Grund des kürzlichen Kongreßbeschlusses über die zwangsweise Neutralität im nächsten halben Jahr und über das Waffenaustrittsverbot.“ Die Lage in Obersee werde, so stellte Präsident Roosevelt weiter fest, scharf beobachtet. Die Erklärung des Staatssekretärs Hull stelle eine gute Zusammenfassung der Beurteilung der Lage dar.

Laufes der Angelegenheit recht skeptisch. Es bestehe nur sehr wenig Hoffnung, zumindest den Anfang eines italienischen Feldzuges in Abessinien vermeiden zu können. Das Blatt glaubt zu wissen, daß man die rechtliche Grundlage für das in Abessinien zu errichtende Regime in den Vorschlägen suche, die der Völkerbund im Jahre 1933 für die Republik Libera ausgearbeitet habe, und die darin bestanden hätten, der Regierung einen Kommissar des Völkerbundes sowie einige hohe Beamte des Völkerbundes zur Seite zu stellen.

„Nichts für, aber auch nichts gegen Italien“

Der Eindruck der italienischen Presse

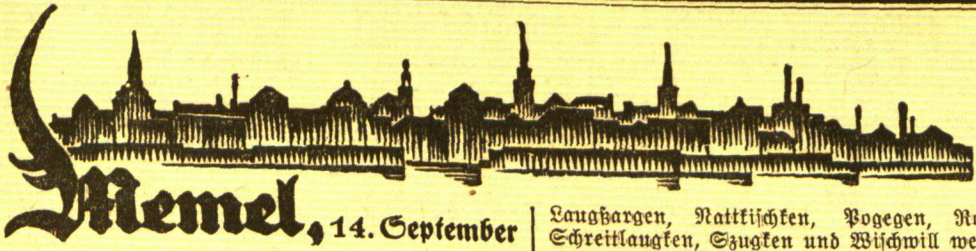
Rom, 14. September.

Die Rede des französischen Außenministers Laval ist in Rom Freitag mittag nur aus fernmündlichen Rückfragen mit Genf bekannt geworden. In zuständigen italienischer Stelle erklärt man, es sei verfrüht, schon jetzt zu den Neuierungen Laval's Stellung zu nehmen. Doch betont man hier, daß die Rede, wenn sie auch nicht gerade den besten Eindruck hervorgerufen habe, auch nicht besonders schlecht oder pessimistisch beurteilt werde. Man habe allerdings hier viel ausführlichere und mehrtragende Neuierungen Laval's erwartet. Man beurteile die Rede hier wesentlich günstiger als die des englischen Außenministers. Ein gewisser Teil der italienischen öffentlichen Meinung werde allerdings stark enttäuscht über diese Rede sein, da man gerade von Laval, der hier als einer der größten Freunde Italiens gilt, eine klare Unterfütterung des italienischen Standpunktes erwartet habe. Statt dessen habe er nichts für, aber auch nichts direkt gegen den italienischen Standpunkt gesagt.

Im Anschluß daran wird hier an maßgebender Stelle betont, daß Italien seinen Weg weitergehen werde und seine politische Linie, die durch die täglichen Truppenverschiebungen nach Ostafrika zutage trete, sich nicht im geringsten ändern könne. Die in Genf auftauchenden Verhandlungsvorschläge werden nach wie vor in Rom äußerst pessimistisch beurteilt. Pläne, die darauf aufgebaut sind, daß man Abessinien selbst zu einem Mitglied einer kommenden Lösung macht, sind von vornherein der italienischen Ablehnung gewiß, da Italien es entschieden ablehnt, irgendwelchen Versprechungen Abessiniens auch nur das allergeringste Vertrauen entgegenzubringen.

In Übereinstimmung mit der Zurückhaltung, die in hiesigen politischen Kreisen anlässlich der Ausführungen Laval's zur abessinischen Frage zu beobachten ist, meldet das halbamtliche „Giornale d'Italia“ in seiner Spätabendausgabe bereits die ersten Vorbehalte an. Wie Hoare so habe es auch Laval unterlassen, die Stellung Abessiniens zu definieren. Welchen Beitrag leiste gerade Abessinien für die kollektive Sicherheit, so fragt das Blatt und wie sei tatsächlich unter diesem Gesichtspunkt die Stellung Abessiniens, das nicht nur alle mit Italien geschlossenen Verträge gebrochen und seinen kolonialen Besitzstand bedroht habe, sondern auch die moralischen Grundsätze und mehr als einen Artikel des Völkerbundes, sowie sämtliche bei seiner Aufnahme in den Völkerbund übernommenen Sonderverpflichtungen verletzt habe? Dieser wesentliche Punkt müsse geklärt werden.

Die abessinische Frage stelle heute für Italien ein lebenswichtiges Interesse dar. Seine Bedeutung müsse nach drei wesentlichen Faktoren bewertet werden: 1. dem Expansion bedürfnis Italiens; 2. den allgemeinen und besonderen Verhältnissen, die von Abessinien dagegen aufgebracht worden sind und 3. dem Stand der kolonialen Besitzungen mit den Trassen umgeben.



Memel, 14. September

Diese Nummer umfaßt 12 Seiten

Besserung der Lage auf dem Arbeitsmarkt

Durch Einstellung von Arbeitslosen bei der „Union“-Fabrik

Die Lage auf dem städtischen Arbeitsmarkt hat sich in der vergangenen Woche etwas gebessert. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die „Union“-Fabrik für Verladungen 150 Arbeitslose eingestellt hat. Es sind daher zur Zeit nur noch etwa 430 Arbeitslose beim städtischen Arbeitsamt registriert. Die Notstandsarbeiten in Schillgallen, bei denen etwa 50 Arbeiter beschäftigt werden, sind zwar beendet, es werden jedoch in der nächsten Woche neue Notstandsarbeiten in Laugallen wieder aufgenommen werden. In der Stadt arbeiten bei Notstandsarbeiten ebenfalls etwa 50 Arbeitslose. Außerdem wird eine Anzahl Arbeiter bei Kanalarbeitsarbeiten und Straßensanierungsarbeiten in der Stadt beschäftigt. Die Mühlen arbeiten noch fast alle, nur eine oder zwei Mühlen haben ihren Holzvorrat aufgeschritten. Diese Arbeiter, die jetzt arbeitslos geworden sind, haben sich jedoch beim städtischen Arbeitsamt noch nicht gemeldet. Sobald diese sich melden werden, wird die Zahl der Arbeitslosen wieder steigen.

Rasensport am Sonntag

Am Vormittag des kommenden Sonntags werden die ersten Punktspiele der Fußball-Vereine ausgetragen. Um 9 Uhr spielen im Memeler Stadion die A-Senioren der Spielvereine und von „Freya-V. f. M.“ gegeneinander. Auf dem Jugendspielfeld beginnt um 10 Uhr die Begegnung der A-Senioren von M. L. B. und von Sport-Club Memel II und auf dem Sportplatz in Rumpischken treffen sich um 9.30 Uhr die Knaben vom Sport-Club Memel II und der Spielvereinigung und um 10.30 Uhr die Junioren von S. C. M. II und Spielvereinigung II. In Wischwill steigt am Sonntag, was bereits angekündigt, das große Werbesportfest der Rasensportvereine unter gleichzeitiger Teilnahme des „Vereins für Schwerathletik“ Memel. Die Sportvereine aus Gullmen,

Unzeitgemäßes Lachen

Der echte Bücherfreund fragt sich keine Bücher. Sind sie gut, so will er sie besitzen, um sie nicht nur einmal, sondern mehrmals lesen zu können. Sind sie schlecht, so lohnt es überhaupt nicht, sich näher mit ihnen zu befassen, auch dann nicht, wenn man sie sich nur geliehen hat.

Dies ist meine ganz persönliche Anschauung. Sie mag anfechtbar sein, und andere dürfen getrost anders denken. Ich jedenfalls denke so, und bin daher kein Stammgast in unserer Stadtbücherei.

Sie und wieder stehe ich jedoch auch vor dem langen grünen Tisch in der Ausleihe, vor dem es immer soviel Geduld haben und hübsch warten heißt. Bücher kosten Geld, und niemand ist heute in der Lage, überall lustig draufloszukaufen, was ihm gefällt und was er gerne haben möchte.

Aber ich bin ungeübt im Bücherborgen.

So halb öfentlich, in Gegenwart von ein paar Dutzend Zeugen dem Fräulein hinter dem grünen Tisch den Titel eines Buches sagen zu müssen, ist mir immer sonderbar erschienen. Man ist da gezwungen, den Leuten rechts und links, stockfremden Leuten, ein Stück von seinem Innenleben zu offenbaren, ihnen von seiner Geistesrichtung, von seiner Bildung, von seinen Interessen allerlei zu erzählen, wovon man oft genug selbst noch nichts Genaues weiß. Und das ist unangenehm, — für die ungeübten Zuhörer aber mitunter lächerlich.

Daher begreife ich jetzt, nachdem es zu spät ist, weshalb das ungeschriebene Gesetz aller Stadtbücherei-Kunden heißt: „Nicht lachen!“

Eine alte Dame verlangt ausgerechnet „Liebesgeschichten“, ein vierzehnjähriger Junge Spenglers „Untergang des Abendlandes“, wobei ich Behn gegen Eins wetten möchte, daß er sich dabei einen phantastischen Roman, nach Art Hans Dominiks vorstellt, in dem Europa in den Fluten des Weltmeeres versinkt oder von asiatischen Reiterherden unterjocht wird (was übrigens gar nicht einmal so uninnig wäre). Ein kleines Fräulein ist da, das hat keine besonderen Wünsche: nur die muß das Buch sein, die! Mindestens achtundert Seiten! Mit unendlicher Geduld nennt die Dame den Titel der Karthago einen Titel nach dem andern. Titel? Verfasser? Inhalt? Das ist ganz gleich, aber wieviel Seiten? Fünfhundertvierzig. Zu wenig, dicker! Sechshundertvierundzwanzig. Zu wenig, dicker! Dann vielleicht einen dreißigjährigen Roman, hat zusammen über tausend Seiten? Nein, es soll ein Buch sein, ein einziges, dickes Buch mit mindestens achthundert Seiten!

Und hier nun endlich habe ich gelacht. Nicht laut, nur so die Luft ein bisschen durch die Nase gestochen. Aber es genügt. Alle Blicke ringsum richteten sich auf mich, forschend, fragend, strafend, entrüstet. Ich hatte mich offenbar vorbeibekannt, ich Ungeliebter im Bücherleihen.

Ich bitte es dem kleinen Fräulein ab, von ganzem Herzen ab, dies mein unzeitgemäßes, ungebildetes Lachen. Denn ungebildet war mein Verhalten, sehr ungebildet. Gerade unsereiner, der schon so viel gelacht hat und in so vielen Dingen des Lebens Bescheid zu wissen glaubt, der sollte es endlich gelernt haben, daß der eigene Maßstab, wenn man ihn an andere Menschen legt, ein falsches, dummes und lächerliches Gebilde wird.

Montagabend bin ich wieder in der Stadtbücherei. Vielleicht ist das kleine Fräulein auch da. Ich werde nach Brillat-Savarin's „Weist der Kochkunst“ fragen. Dann darf sie lachen.

Notker Labao.

Laughagen, Rattischken, Vogegen, Kombinus, Schreitlaugen, Saugten und Wischwill werden ein Fußball- und ein Faustballturnier austragen.

Gemeinsames Ab schwimmen der Memeler Schwimmvereine

Am morgigen Sonntag vormittag beenden die im Memelländischen Schwimmverband zusammengeschlossenen hiesigen Schwimmvereine die diesjährige, leider nur kurz und durch ungünstiges Wetter recht behindert gewesene Sommer-Schwimmzeit durch das gemeinsame Ab schwimmen. Dieses gemeinsame Ab schwimmen findet in der Haffschwimmanstalt des Schwimm-Sport-Vereins am Sandkrug statt. Die Vereine werden die diesjährige Schwimmzeit, die trotz allem reich an Schwimmveranstaltungen und an ausgezeichneten Leistungen gewesen ist, durch einige gemischte Staffeln beenden und damit die durch den Winter und die kalte Jahreszeit bedingte Ruhepause bis zur nächsten jährigen Schwimmzeit ansetzen. Da zu dieser letzten diesjährigen Schwimmveranstaltung kein Eintrittsgeld erhoben wird, werden hoffentlich recht viele Freunde des Schwimmsports an dieser Veranstaltung teilnehmen. Das Ab schwimmen beginnt um 11 Uhr vormittags.

Dichter-Erinnerung

Im Lesezimmer der Stadtbücherei findet vom 18. bis 30. September eine Ausstellung folgender Bücher statt: Ernst: Jugenderinnerungen. Falke: Die Stadt mit den goldenen Türmen. Feberer: Aus jungen Tagen. Frenssen: Gräbelleben. Frenssen: Mäwen und Mäuse. Freitag: Erinnerungen aus meinem Leben. Ganghofer: Lebenslauf eines Opiumisten. Graf: Dorfhandeln. Hebbel: Tagebücher in Auswahl. Heyting: Tagebücher aus vier Weltteilen. Jung: In der Morgenröte. Kurz: Aus meinem Jugendland. Kröger: Aus dem Erinnerungsbuch. Viernard: Jugendjahre. Neuter: Vom Kinde zum Menschen. Pfeffger: Heimgartners Tagebuch. Seidel: Von Berlin nach Berlin. Thoma: Erinnerungen. Vob: Aus einem phantastischen Leben. Zobelitz: Im Knöbelländchen. — Bunge: Organik chemia. Comenius: Didaktik Didaktika. Dautsas: Staliu amato vadovalis. Montessori: Didaktik pedagogijos metodas. Piskner: Didaktik Lietuvos kunigaikstis Vytautas, taip Politika. Salkauskas: Bendrosios mokslo darbo metodikos pradai.

* Kontrolle der Radfahrer. Am Freitag wurden von 4 bis 5.30 Uhr von der Kriminalpolizei und den Beamten des vierten Landespolizeikommissariats sämtliche Eingänge zur Stadt abgeperrt und alle durchkommenden Radfahrer kontrolliert. Es konnten einige Radfahrer angehalten werden, die Räder hatten, deren Herkunft zweifelhaft erschien. Die Nachprüfung wird ergeben, ob es sich hierbei um rechtmäßig erworbene Fahrräder handelt.

* Der „Rad-Sport-Memel“ veranstaltet, wie man uns mitteilt, seinen Ausflug nach Schwarzort, über den nähere Einzelheiten bereits berichtet worden, bei jedem Wetter. Also auch Regenwetter wird die tatkräftigen „Rad-Sportler“ nicht von der Durchführung des Ausfluges abhalten können. Die Abfahrt mit Dampfer „Capella“, den der Verein für den Sonntag gemietet hat, ist auf 9 Uhr vormittags festgesetzt worden. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß auch Gäste an dieser Fahrt teilnehmen dürfen. Es wäre zu wünschen, daß das Wetter die vorgesehene „Fuchsjagd“ und die anderen Veranstaltungen nicht beeinträchtigt, sondern eine reibungslose Abwicklung des Programmes gestattet.

* Unfall. Sonnabend morgen verunglückte der Kutscher Martin Kawohl aus Schmelz, 1. Querstraße 8 wohnhaft, als er mit einem Fuhrwerk auf dem Holzplatz J. C. Schmidt gefahren war. Er stürzte so unglücklich vom Rollwagen, daß er sich eine schwere Verletzung an einem Bein zuzog. Der Verunglückte mußte mit dem Sanitätswagen nach dem städtischen Krankenhaus gebracht werden.

* Freundinnenkaffee. Uns wird geschrieben: Am Dienstag, dem 17. September, findet, wie üblich, der „Freundinnenkaffee“ um 4 Uhr nachmittags im „Dahheim“-Hospiz statt. Der Vorstand möchte gerne darauf hinweisen, daß Fräulein Dumont du Bodel zum letzten Mal im Kreise der Freundinnen sein wird. Der Verein verliert sehr viel mit ihrem Austritt, da sie eine sehr treue Mitarbeiterin war, die ein großes Herz voll Liebe und viel Verständnis für die Arbeit der Freundinnen hatte. Es sollte dem Vorstand freuen, wenn der Kaffee recht gut besucht sein würde, da man gewiss gern noch einmal mit der scheidenden „Freundin“ wird zusammen sein wollen.

* Fahrtrabdiebstahl. Am Freitag nachmittags ist aus dem Flur des Konservatoriums in der Polangenstraße ein Herrenfahrrad, Marke „Naumann-Germania“, entwendet worden.

* Polizeibericht für die Zeit vom 7. bis 14. September 1935. Als verloren sind gemeldet: Ein Mauer-Revolver, 7,65 Millimeter, Nr. 489 736; eine schwarzlederne Damenhandtasche mit Paß für Anna Lieb; eine schwarzlederne Damenhandtasche mit Ausweispapieren für Erna Balsaitis; eine leberne Pferdeleine für Einspänner; eine grau-weiße Briestafche mit Paß für Franz Grifkas;

eine Lohntüte mit 18 Stk auf den Namen Otto Wenz; eine braunlederne Briestafche mit Paß für Paul Pareigis und 10 Stk; eine schwarzlederne Handtasche mit 20 Stk und Paß für Else Tepperies. Als gefunden sind gemeldet: Eine braunlederne Aktentasche; ein brauner Jagdhund; ein goldener Trauring; ein hellblaues, wollenes Kinderkleid; eine Aktentasche mit Fußball; eine schwarzlederne Briestafche mit Paß für Pranas Grifkas; eine schwarzlederne Briestafche mit Paß für M. Mineles und Geld; ein Herrenfahrrad; ein blauer Kindermantel; eine filzene Brosche; ein Paket mit weißem Seidenstoff; ein weißes Keisehl; ein Bademantel, eine Damenuhr und zwei schwarze Badehosen; ein Stück Katunstoff, blau mit roten Punkten; ein Päckchen mit grauem Drellstoff und ein Paar Herrenstrümpfe; eine schwarzlederne Briestafche mit Paß für Kurt Epstein; eine schwarzlederne Briestafche mit Reserverpaß für Romas Povilis; ein graues Kaninchen.

Vom Markt

Der Markt in Memel war am Sonnabend auf allen Plätzen von Verkäufern und Käufern zahlreich besucht und mit marktgängigen Produkten aller Art reichlich besetzt. Die Butterverkäufer standen in der ganzen Breite der Marktplätze in mehreren Reihen. Hier wurden verschiedentlich auch Gänse- und Ententrümpfe feilgeboten. Das Hauptangebot besteht noch wie vor in Obst und Gemüse. Getreide erscheint nur in unbedeutenden Mengen auf dem Markt. Heute war auch der Fischmarkt gut mit Haß- und Seefischen besetzt. Auch Fleischverkäufer standen in sehr großer Zahl in der geräumigen Markthalle.

Butter kostete 0,90—1 Lit je Pfund. Nur vereinzelte wurden bis 1,10 Lit erzielt. Beim Kauf in größeren Mengen wurde Butter sogar schon für 80 Cent abgegeben. Eier kosteten 7 Cent das Stück. Keisel waren reichlich für 0,80—1,20 Lit zu haben. Mittergroße Gänsetrümpfe sollten 5 Lit, Ententrümpfe 3,50 Lit kosten. Auf dem Obstmarkt kosteten Pflaumen je nach Qualität 20—60 Cent je Liter, große ausfuhrte sollten 1 Lit kosten. Die Preise für Pappel bewegten sich zwischen 20 und 80 Cent je Liter, Birnen mittlerer Qualität kosteten 30—50 Cent, gute Schbirnen bis 1 Lit je Liter. Das Angebot an Gelföhren, die heute 20—40 Cent je Liter kosten sollten, ist etwas kleiner geworden. Auch die Zufuhr an Steinpilzen, die für 50—60 Cent je Liter verkauft wurden, hat nachgelassen. Tomaten gab es reichlich für 30—50 Cent je Pfund und Preisbeeren für 25—30 Cent je Liter. In einem Stand wurden einheimische Weintrauben für 4 Lit je Pfund angeboten.

Auf dem Fischmarkt kosteten Aale 1—1,50 Lit, Dorsche 25—30 Cent, Hechte 60—80 Cent, Klundern 25—35 Cent, Steinbutt 50 Cent, Barbe 20—40 Cent, Strömlinge 40 Cent, Zander 1 Lit, Wlbe 5—10 Cent und kleine Stinte, die erstmalig in diesem Spätsommer angeboten wurden, 5 Cent je Pfund.

Die Fleischer verkauften von Schweinefleisch: Schuler und Schinken für 50 Cent, Bauchstück für 50—60 Cent und Karbonade für 60—80 Cent je Pfund. Von Rindfleisch kostete Suppenfleisch 40 Cent, Schmorfleisch 40—50 Cent und Schieres 60—70 Cent, Kalb- und Hammelfleisch 50—60 Cent je Pfund.

Kartoffeln kosteten 2 Lit je Scheffel. Die Preise für Gemüse waren unverändert.

Schweine- und Heupreise

Auf dem Schweinemarkt war das Angebot mittelmäßig und die Kauflust sehr gering. 6—7 Wochen alte Ferkel kosteten 16—24 Lit je Paar. Der letztere Preis wurde aber nur in Ausnahmefällen erzielt. Neu war heute wenig angeboten. Die Preise waren verhältnismäßig hoch. Die Käufer zahlten für Heu mittlerer Qualität bis 5,50 Lit je Zentner. Der Markt wurde fast vollständig geräumt.

Das Programm der Reiterwettkämpfe

Die Gta meldet: Das Programm für die sportlichen Reiterwettkämpfe auf dem Flugplatz in Rumpischken ist folgendes:

Am 14. September um 14 Uhr: Reiten der Wachtmeister und Unteroffiziere der Kavallerie und Artillerie, Distanz 600 Meter, zehn Hindernisse, Höhe bis zu 1,20 Meter, Breite bis zu 2,50 Meter, geringste Geschwindigkeit 350 Meter die Minute, Kategorie schlechtere. Es nehmen 31 Reiter teil. 2. Zivil-Wettkämpfe: Distanz 1000 Meter. 3. Reiten der Offiziere der Kavallerie und Artillerie, Distanz 600 Meter, 10 Hindernisse, Höhe bis 1,30 Meter, Breite bis 3,60 Meter, geringste Geschwindigkeit 350 Meter die Minute, Kategorie schlechtere. Es nehmen 27 Reiter teil. Am 15. September um 14 Uhr: Gruppenreiten. 1. Reiten der Offiziere der Kavallerie und Artillerie um den Wanderpreis der Memeler Garnison, Distanz 600 Meter, 10 Hindernisse, Höhe bis 1,40 Meter, Breite bis drei Meter, geringste Geschwindigkeit 400 Meter die Minute. 2. Zivil-Reiten. Distanz 1000 Meter. 3. Gruppenreiten für Offiziere der Kavallerie und Artillerie um den Wanderpreis des Oberführers, Distanz 600 Meter, 10 Hindernisse, Höhe bis 1,40 Meter, Breite bis 3 Meter, geringste Geschwindigkeit 400 Meter die Minute. 4. Gruppenreiten für Wachtmeister und Unteroffiziere der Kavallerie und Artillerieregimenter um den Wanderpreis des Leiters der Kavallerie, Distanz 600 Meter, 10 Hindernisse, Höhe bis 1,20 Meter, Breite bis 2,50 Meter, geringste Geschwindigkeit 400 Meter die Minute. 5. Schlagen, Stechen usw. 6. Preisverteilung. 7. Parade sämtlicher Teilnehmer.

Schendkruger Schöffengericht

Alkoholausschank ohne Konzession verboten. Wegen verbotenen Ausschanks hatten sich die Schenkebesitzerin Olga L. aus Mädelwald und ihr Gemann Franz L. zu verantworten. Sie wurden beschuldigt, im April dieses Jahres alkoholische Getränke ohne Konzession ausgehskent zu haben. Die Angeklagten bestritten ihre Schuld und gaben an, daß es nicht ihr Bier war, das in ihrem Lokal getrunken wurde. Da jedoch auch zum Trinken von alkoholischen Getränken eine Konzession erforderlich ist, wurde Olga L., die Besizerin, zu 50 Lit Geldstrafe oder fünf Tagen Gefängnis verurteilt. Franz L. wurde als nicht überführt freigesprochen.

Wenn man Pferde unbeaufsichtigt stehen läßt — 50 Lit Geldstrafe. Der Händler Raib St. aus Vogegen hatte einen Strafbefehl über 20 Lit erhalten, weil er sein Fuhrwerk ohne Aufsicht auf einer Vogegener Straße stehen gelassen. Der Angeklagte St. legte Einspruch ein, da er sich keines strafbaren Vergehens bewußt sein wollte. Er wurde aber überführt. Das Gericht hielt die festgesetzte Strafe für zu gering und erhöhte sie auf 50 Lit.

Verhinderung der Zwangsvollstreckung. Bei dem Besitzer Willy P. aus Rridken sollte eine Pfändung vorgenommen werden. Als der zuständige Gerichtsvollzieher auf dem Hof des P. unter anderen Sachen auch einen Milchwagen pfänden wollte, kam P. dertart in Wut, daß er dem Beamten mit Erschießen drohte. Ferner machte er herabwürdigende Bemerkungen über den Gerichtsvollzieher. Dieser Tage hatte sich P. vor dem Schendkruger Schöffengericht zu verantworten. P. gab zu, ähnliche Worte, wie sie in der Anklage angeführt waren, gebraucht zu haben, doch wollte er in großer Erregung gewesen sein, zumal vor einiger Zeit erst seine Wirtschaft niedergebrannt war und er wirtschaftlich schwer geschädigt sei. Nach der Pfändung des Milchwagens hätte er, da er ein Milchgeschäft betreibt, vor dem Ruin gestanden. Das Gericht ließ daher Milde walten und verurteilte den Angeklagten zu nur 50 Lit Geldstrafe oder fünf Tagen Haft.

Standesamt der Stadt Memel

vom 14. September 1935

Aufgehoben: Arbeiter Johann Neubert mit Arbeiterin Anna Lucie Emma Bollstein, Malergehilfe Ernst Walter Schwebesku mit Maria Martha Gerull, ohne Beruf, Chauffeur Janis Perkams mit Auguste Minna Wiegand, ohne Beruf, sämtliche von hier.

Geschlossene: Arbeiter Adam Annies mit Arbeiterin Frl. Preifkas, Arbeiter Johann Werks mit Hausangehelften Marie Kaufs, Handlungsangestellter Hans Martin Tabus mit Maria Janus, ohne Beruf, Arbeiter Franziskus Maska mit Arbeiterin Dna Petreite, Arbeiter Franziskus Plofhtis mit Arbeiterin Trude Gindulite, Arbeiter Willy Margert mit Trude Seigies, ohne Beruf, Richter Erich Galdits mit Arbeiterin Grete Preifkas, sämtliche von hier, Arbeiter Michel Schneider von Jodiden, Kreis Memel, mit Wirtin Marie Matfchus von hier.

Geboren: Ein Sohn: dem Fuhrhalter Alfred Erich Gasser, dem Schneider Anlas Poods, dem Lehrer Max Georg Hinz, von hier. — Eine Tochter: dem Eisenbahnangehelften Wikandras Karalius von Rudienen, Kreis Schendkrug, dem Landwirt Konstantinas Sindelis von Besiai, Kreis Kretinga.

Gestorben: Kaufmannsrau Marie Margarete Schanter, geb. Schieker, 51 Jahre alt, Köpfer Friedrich Wilhelm Karl Kowiesku, 59 Jahre alt, von hier.

Kirchzettell für Schendkrug

Ev. Kirche Schendkrug. Sonntag: 9^{1/2} Uhr deutscher Gottesdienst, 12 Uhr litauischer Gottesdienst mit Feier des heiligen Abendmahls, 1^{1/2} Uhr Kinder-gottesdienst.

Aus dem Radioprogramm für Montag

Kaunas (Welle 1935). 19: Nachrichten. 19:30: Schallplatten. 19:40: Vortrag. 20: Orchestermusik. Königsberg (Welle 223). 5: Frühkonzert des Höheren Sonderschul-Clubs. 6:05: Zornfunde. 8: Morgensandacht. 8:30: Frauengymnastik. 9:05: Wie die Feuerwehrt arbeitet. 11: Unterhaltungskonzert. 12: Schloßkonzert Hannover. 14:15: Märlchen. 15:10: Kleine Geschichten zum Nachdenken. 15:25: Funfberichte aus Nürnberg. 16:45: Nachmittagskonzert. 18:25: Reichsparteitag. 20:30: Militätkonzert. 21:30: Großer Zapfenstreich. 22:50: Sprechstündliche Turniertabelle. 23:10: Musik zur „Guten Nacht“. Deutschlandsender (Welle 1571). 6:30: Fröhliche Morgenmusik. 8:20: Morgenständchen für die Hausfrau. 10:15: Jorinde und Joringel. 11:45: Landfunt: Obiernte 1936 schon jetzt vorbereitet. 12: Mittagskonzert. 14: Märlchen. 15:25: Funfberichte. 16:45: Nachmittagskonzert. 20:30: Militätkonzert. 21:30: Großer Zapfenstreich. 23:05: Barnabas von Gecey spielt zur Unterhaltung. Berlin (Welle 357). 20:30: Militätkonzert. 23: Nachtmusik. Breslau (Welle 316). 21:30: Großer Zapfenstreich. 22:30: Musik zur „Guten Nacht“. Hamburg (Welle 331). 20:30: Militätkonzert mit Kurzberichten. 23: Festlicher Ausklang. Köln (Welle 456). 22:50: Musik zur „Guten Nacht“. Leipzig (Welle 382). 21:30: Großer Zapfenstreich. 23: Nachtmusik. München (Welle 405). 20:30: Militätkonzert. 21:30: Zapfenstreich. 23: Nachtmusik. Stuttgart (Welle 523). 23: Musik zur „Guten Nacht“. 24: 1. „Domilich“, Oper. 2. Orchesterkonzert. Wien (Welle 507). 20: Jülicher Musikanten spielen zur Hochzeit auf. 21: Geistliche Musik von Mozart. 22:10: Unterhaltungskonzert. 23:45: Tanzfunt. Zeromünster (Welle 540). 19:40: „Die Dollarprinzessin“, Operette. 21:35: Konzert. Stockholm (Welle 426). 19:45: Militätkonzert. 21:15: Choronzert. 22: Unterhaltungskonzert. Warschau (Welle 1345). 20:30: Schallplatten. 23: Orchesterkonzert. Die Sitzung des Deutschen Reichstags, die am Sonntag um 21 Uhr in Nürnberg stattfindet, wird auf alle deutschen Sender übertragen.

Leute, die an erstwertem Stuhlsgan leiden und dabei von Hämorrhoidalknoten, Mastdarmschleimhauterkrankungen, Rißuren, Fisteln geplagt werden, nehmen zur Darmreinigung früh und abends je etwa ein viertel Glas natürliches „Franz-Josef“-Witterwasser. Aersichtlich bestens empfohlen.

Memelgan

Kreis Memel

wd. Dmielen, 14. September. [Einbruchsdiebstahl.] In der Nacht vom Donnerstag...

aw. Karlebeck, 14. September. [Einbruchsdiebstahl.] In einer der letzten Nächte...

Standesamtl. Nachrichten

Pränals. Eheschließung: Vetterhoffen Otto Franz Andrieli-Bilkstein mit Schneiderin Marie Wende-Deegeln.

Trübschellen. Geboren: ein Sohn: dem Arbeiter Vincentas Jacys-Gwilden; dem Arbeiter Martin Lehndardt-Coraltschen.

Kreis Dendefrug

ist. Minge, 14. September. [Unfall beim Dreschen.] Dieser Tage wurde bei dem Besitzer Adammann in Minge Getreide gedroschen.

ig. Bietullen, 14. September. [Verschiedenes.] Einige Besitzer der Umgegend haben schon mit der Kartoffelernte begonnen.

j. Aishafen, 14. September. [Diebstahl.] Als die Besitzerwitwe Naujoks von hier sich mit ihren Kindern auf dem Felde befand...

Gegenstände entwendet worden sind, konnte bisher noch nicht festgestellt werden.

Kreis Pogeegen

kp. Pogeegen, 14. September. [Ermittelter Dieb.] Vor einiger Zeit wurden aus der Fahrradhandlung Buske und Meier...

or. Stenischken, 14. September. [Unfall.] Dieser Tage kam der Besitzer L. aus Alt-Stremelken mit einer Fuhrre künstlichen Düngers...

lp. Jurgs-Kandsheit, 14. September. [Diebstahl.] In einer der letzten Nächte plünderten Honigdiebe den Bienenstand des Besitzers St. von hier aus.

lp. Mahstubbarn, 14. September. [Unfall an der Kreissäge.] Der Tischler Fischer von hier wurde dieser Tage von einem bedauerlichen Unfall betroffen.

ek. Plasschen, 14. September. [Rufstrom und Fänge steigen wieder.] Wiesen erneuert unter Wasser.

kp. Schäfen, 14. September. [Durchgehende Pferde.] Dem Besitzer M. gingen am Freitag auf dem Bahnhof in Pogeegen die Pferde durch.

und stehen erst vor einem Gebäude stehen. Der Besitzer M. wurde gegen einen Baum geschleudert und erlitt erhebliche Verletzungen.

Standesamtl. Nachrichten

Langhagen. Eheschließung: Landwirt Albert Richard Redtke-Neumellen mit Vetterhoffer Bertha Helene Stach-Kampspowillen.

Coadjuthen. Geboren: ein Sohn: dem Besitzer Max Erdt-Altweide; eine Tochter: dem Arbeiter Gustav Gonn-Laugallen.

Briefkasten

Die Schriftleitung übernimmt für Auskünfte nur die preisgünstigste Verantwortung.

A. P. Wenden Sie sich bitte an die holländische Vertretung in Memel.

A. St. Sie können bei Wohnungsbeschaffung eine Abschätzung der Wohnung verlangen.

F. B. 200. Mietermiete ist eine Person, die von einem Mieter Zimmer abgemietet hat.

Marktbericht

Table with market prices for Butter, Eier, Mehl, etc., dated 11. September 1935.

Explosionsunglück in englischer Grube - 15 Tote

London, 14. September. In dem North-Gumber-Bergwerk bei Barnsley ereignete sich am 13. eine schwere Explosion.

Bahnarbeiter bremsen führerlosen Zug

Berlin, 14. September. Nach einer Stockholmer Meldung des 'Berliner Lokal-Anzeigers' hatten dieser Tage die zahlreichen Passagiere des Zuges (Süderberg-Express) ein gefährliches Erlebnis.

Die Lokomotive fuhrerlos weiter. Auf einem kleinen Bahnhof hatte sowohl der Lokomotivführer wie der Heizer den Zug verlassen.

Die Lokomotive fuhrerlos weiter. Auf einem kleinen Bahnhof hatte sowohl der Lokomotivführer wie der Heizer den Zug verlassen.

Southofen (Allgäu), 14. September.

Nach einer Meldung der 'Allgäuer Zeitung' ereignete sich in Southofen eine schwere Verkehrsunfall.

Restauration u. Schanzeräume Kurt Wehleit, Dendefrug

Ziegelei Wabellen liefert billigste beste Dachplatten u. Ziegel

Mehrere Kleinwohnungen in Dendefrug

Reinliche Mädchen für Haushalt

Waldwälder Mädchen für Haushalt

Kreisweizer Mädchen für Haushalt

Real estate advertisements: 5000 Lit, 600-1000 Lit, 3-4000 Lit

Die Bibi von Osombo Roman von Axel Rudolph

Sechzehnte Fortsetzung Nachdruck verboten

Der junge Mann schien des Guten etwas zuviel getan zu haben. Er machte Wiebke stumm den Hof.

Peter! Während du Jörn standst Wiebke vor ihm Mann. Bist du verrückt geworden!

'Gern.' Wiebke atmete auf. Gott sei Dank, drinnen hatte man nichts gemerkt von dem Intermezzo hier auf der Veranda.

Peter stand noch immer da und besah seine Hände. Die Schläfen brannten ihm, aber nicht vor Zorn...

'Wirst wohl keine Lust haben, noch mal ins Krokodil zu gehen, Kamerad?' fuhr er fort, als Peter schwieg.

Die Sonne stand bereits über den Nussbergen, als Wiebke Jörn endlich in ihr Zimmer im 'Grand Hotel' zurückkam.

niemand von den Herren wusste, wo Mr. Jost geblieben war. Aber man tröstete Wiebke damit, daß Mr. Jost sie wahrscheinlich nicht habe stören wollen...

Die Sonne stand bereits über den Nussbergen, als Wiebke Jörn endlich in ihr Zimmer im 'Grand Hotel' zurückkam.

Ein Gang durch die Newyorker „Slums“

Seemannselend im größten Hafen der Welt — Schiffsärzte und Schiffsseile — Neben Walkenkratzern und Ozeanriesen / Von Th. Alexander

Über die schöne und breite Werfstraße Riverside Drive laufen die eleganten Stromlinienautos der reichen Leute. Auf dem Hudson liegt ein Geschwader der amerikanischen Kriegsschiffe, auf den Masten der eisernen Kolosse blitzen die Morfeln. Dicht daneben, im hellen Lichterglanz liegen die Jachten der Millionäre. Girlanden von Glühbirnen zeichnen ihre Konturen in das spiegelnde Wasser. Neben der Werfstraße türmen sich fünfzig bis sechzig Stock hohe Wohnhäuser. Zwischen den Jachten schießen schnittige Motorboote hin und her, bringen Herren in Abendanzügen und Damen in Hermelin-Capes zu irgendeiner Cocktailparty an Bord. Es ist kalt.

Im Hafen dampfen kleine Schiffe, Tender und Barkassen, schwimmende Straßenbahnen und Eisenbahnzüge fahren unausgesetzt auf ihren Wasserpontons hinüber, drei, vier schwimmende Gleise nebeneinander, mit zwanzig und mehr Waagons. Ihre Schlepper, die neben den Pontons vertäut sind, speien dunklen Rauch in den Widerschein des Lichtmeeres. Was an Waren aus der ganzen Welt in Newyork zusammenströmt, muß in schwimmenden Waagons über das Wasser geführt werden. Die Brücken ober und Tunneln unter Wasser reichen nicht aus. Alle zehn Minuten kommt ein Ozeandampfer an! Die Wasserfront des Hafens ist mit den Decken der sechshundert Anlegeplätze über hundert Kilometer lang!

Hinter der Hafenfront . . .

Hinter dieser größten Hafenfront der Welt mit den größten und schönsten Luxusdampfern zieht sich ein Band des Elends.

Das sind nicht jene oft geschilderten Armenviertel, durch die allnächtlich die Autocars der Reife-Parasiten fahren, nicht die Negerstadt im Norden Manhattan, das Chinesenviertel mit seinem Schmutz und Kleinbürgerlichem Elend, das russische Viertel im Osten der 14. Straße oder das tschechische im Osten der 70. Street!

Auch diese Armenviertel haben noch das Gepräge von Heimatlichkeit und von menschlicher Zusammengehörigkeit bewahrt, sie sind von Menschen bewohnt, die schlecht, aber doch leben, ihrem Erwerb nachgehen, mit ihren Familien wohnen. Aber unten in den Railroad Flats, in den Slums, wo hunderttausend Seeleute aus aller Welt hausen, dort verkommen die Entwurzelten, die Familien- und Heimatlosen! Von den Armenvierteln Newyorks zu den Hafenslums ist ein weiter Weg. Zu den Slums, wo Zehntausend arbeitslose Seeleute im Müllstein schlafen, wo Verhungern und Verbrechen Hand in Hand gehen. Straßen des Elends, aus denen es keinen Ausweg gibt!

Die Passagiere der großen Ozeandampfer, die nach einer Ueberfahrt mit Tanz, Musik und betäubenden Festen hier ihr Schiff verlassen, das fünfzig Meter neben den Quartieren des Elends liegt, sehen freilich nichts davon, wenn sie mit ihren Autos durch die Hafenstraßen fahren. Denn bei Tag ist es das Viertel der Arbeit, der härtesten und konzentriertesten Arbeit, die einem Zehntel der Seeleute und Stauer Verdienst und Brot gibt.

Die Tod- und Liegegeister, die ein Ozeandampfer hier im Herzen Newyorks zahlen muß, sind enorm. Jede Stunde kostet hundert Dollar. Rasch fischen, rasch laden, so rasch, als Menschen und Maschinen arbeiten können! Das ist hier die Devise. Drei Gruppen von Hafenarbeitern gibt es, die zwanzig, ja dreißig Stunden sich anstellen müssen, um einen „Job“ zu bekommen. Die Deckleute, die oben auf dem Deck des Schiffes arbeiten, der „Holdgang“, der unten im Inneren des Schiffes arbeitet, und die Katarbeiter.

Der Ein-Dollar-Arzt

Die Kräne raffen, die Waren heben sich aus dem Schiffsraum, es wird Hand in Hand gearbeitet, in einem Zug aus den untersten Kabinen bis in die Lastwagen und den Herzog von Eisenbahnwaagons hinter den Magazinen. Inzwischen nimmt das Schiff auf der Wasserseite Del aus den Pumpendampfern oder Kohle aus den Leuchtern. Während geladen und gelöscht wird, kommen Arbeitsgruppen an Bord und führen die notwendig gewordenen Reparaturen aus. Glühendes Eisen sieht auf tragbaren Schmeldeöfen, pneumatische Hammerwerk brüllt, dessen Schläuche wie Schlangen über die Decke unseres Schiffes laufen, Eisenfäden schrillen, Kräne drehen sich über den Schiffsflößen.

So sieht es hier bei Tag aus. Und bei Nacht? Durch einen Zufall sollte ich es kennen lernen, ich werde das Gesicht des Slums bei Nacht nie wieder vergessen.

Wir waren eben mit der Arbeit des Vöschens der Ladung fertig, als mich ein alter Bekannter aus Newyork besuchte. Dr. Schmidt war Arzt, hatte sich in den Newyorker Hafenvierteln niedergelassen. Dort brachte er sich recht und schlecht als „Ein-Dollar-Arzt“ durch. Dieser Name für Armenärzte tut aber nichts zur Sache. Er nahm auch dreißig und zwanzig Cents, wenn seine Patienten nicht mehr zahlen konnten.

„Wollen Sie mich heute auf meinem Patienten-gang begleiten?“, fragte mich Schmidt. Ich war natürlich gerne bereit, an der Hand eines solchen Führers die ärmsten Viertel Newyorks kennen zu lernen. Während wir über die breite Straße vor den Magazinen schritten, erfüllte ein durchdringendes Sirenengeheul die Luft. Die Feuerwehr, die in rascher Fahrt zu einem der brennenden Armenlebenslöcher fuhr.

Die Eisenbahnwohnungen Newyorks

„Zuerst habe ich eine Visite in den ‚Railroad Flats‘, sagte der Arzt. Die Eisenbahnwohnungen Newyorks!“

Hier lag ein zehn Stock hohes Haus neben dem anderen, plumpe, rohe Backsteinbauten. Wir gingen durch die Tür einer dieser schmutzigen Festungen. Auf der Treppe liegen Menschen, auf jeder Stufe einer.

„Alles arbeitslose Seeleute“, sagte der Arzt. Es war gut, daß die Treppen etwas breiter waren als ein Mensch lang ist. Man hätte über sie hinübersteigen müssen. Es war buchstäblich eine Treppe aus Menschenleibern.

„Warum nennt man diese Bauten ‚Eisenbahnwohnungen‘?“

„Sie werden sofort sehen. Hier sind wir am Ziel!“

Rechts und links von den langen Gängen lagen die Wohnungen. Sie hatten die Größe und Form von Eisenbahnwaggons. Waren nicht größer! Fünfzig bis sechzig solche Wohnungen waren an den Gang gereiht und bekamen nur durch die Gangfenster Licht. Nur die schmutzigen Küchen hatten ein Fenster. Verwahrloste, schmutzige Kinder lagen auf dem Boden, eine Strohschicht unter sich, die voller Schmutz war.

„Jede Wohnung gehört einem Mieter“, erklärte Dr. Schmidt. „Dieser hat wieder seine Untermieter. Jeder Untermieter bringt mindestens zehn Personen mit. Und auch diese Personen haben ihre Bettgeber, wenn man diesen Ausdruck mangelt eines Bettes überhaupt gebrauchen kann! Die Untermieter sind ausnahmslos englische und amerikanische Seeleute.“

Wir betraten eine Wohnung. Das Fenster der Küche war mit Papier verklebt. Es war ein Zeitungspapier, ich erkannte das Bild der Greta Garbo! Hier fanden wir den Patienten meines Bekannten. Ein arbeitsloser Schiffsjunge, dessen Kopf über und über bandagiert war.

„Er ist angeschossen“, erklärte der Arzt. „Weil er Zeitungen verkaufte! Das darf nämlich kein Unkenfänger! Jeder ‚Gang‘ von Kollporturen hat sein Arbeitsgebiet, sie bilden ein ‚Racket‘. Genau wie die Großen! Wer nun ins Gebiet eines solchen Racket eindringt, selbst wenn die Erlaubnis der Behörden hat, wird blutig geschlagen, nicht selten angeschossen.“

Dem kleinen Schiffsjungen, der sich ein paar Cent verdienen wollte, wurde der Verband gewechselt. Dr. Schmidt warf den alten, blutigen Verband auf einen Unratkübel. Ein Umstand, der die Wohnungsinhaberin, eine alte Seemanns-witwe, veranlaßte, den Kübel aus dem Fenster auf die Straße zu entleeren.

Dr. Schmidt hatte noch mehrere Patienten in diesem Hause. Um das Honorar entspann sich jedesmal ein bitteres Feilschen. Nicht weil die Patienten kränker waren, sondern weil sie nichts hatten. Meist bekam er nur fünfzig Cents, oder auch nur zwanzig, von vielen gar nichts!

„Jetzt sehe ich ganz zu Ihrer Verfügung“, sagte

der Arzt. „Kennen Sie die Mission in Mott Street?“

„Nein.“

„Das ist das Seemannsheim für unbemittelte Seeleute, das müssen Sie sich ansehen.“

Die Halle der Schlafjäger

Ein Taxi brachte uns zur Mott Street. Vor dem Gebäude standen zwei bis dreitausend Menschen und warteten auf den nächsten Einlaß.

„Kommen Sie“, sagte der Arzt, „nehmen Sie fünf Cent zur Hand. Das hier sind die Mittellosen. Die müssen warten.“

Es ging in einen kellerartigen Vorraum. Ein Glasverriegelung mit einem Schalter stand im Eingang. Dahinter sah der Hauswart.

„Oben oder unten?“ fragte er uns.

„Unten“, sagte Dr. Schmidt. Wir ließen das Geld in einen Schlitz fallen. Der Gang führte in eine große Halle, die Wände und Decken waren aus Zement, der vor Feuchtigkeit schwitzte. Es war dampf wie in einem Tunnel der Untergrundbahn. Die Halle war kaum beleuchtet. Wir sahen endlose Reihen von Räten übereinander. Das waren die Bettstellen. „Schlafjäger“ lagen die Seeleute dort.

Ich sah krumme Rücken, ausgegerollte Körper in Lumpen gehüllt, manche hatten einen Sack zum Zudecken, man hörte abgerissene Sätze, Flüche. Es war mir, als befänden wir uns in einer riesigen Gruft, in den Katakomben einer großen Stadt von Namenlosen. Es waren keine Menschen mehr, die hier zu Tausenden lagen, das waren lebende Vergrabene. Nicht umsonst nannten die Seeleute die Bettstellen Särge.

Die Luft war zum Schneiden. Auf halbverfallenen Brettern lagen die Menschen und röhelten in der dicken, schlechten Luft. Sie schliefen traumlos, sie waren viel zu müde und vom Leben geübt, um träumen zu können. Nur Sätze träumen. Die tiefen Wühlungen hallten von dem Schritt eines Mannes. Es war der Nachtwächter. In der Brust hatte er eine elektrische Lampe.

„Wieviel Leute sind in dem Raum?“ fragten wir. „Es sind heute genau 1482 Leute“, antwortete er. „Pöbelhaft“ sagte er rau und ohne jede Höflichkeit hinzu: „Was wollen Sie hier? Sind Sie Journalisten? Hier haben Fremde nichts zu suchen!“

Die Filmecke

Der Kriminalfilm ist tot — es lebe der Kriminalfilm! / „Ich war Jack Mortimer“ ein Kriminalfilm — mal ganz anders

Tot, man setzet ist der gute, alte Kriminalfilm, besser gesagt der Detektivfilm, denn der Held war immer der Detektiv mit den Nüsternaugen, der das Gras wachsen hörte. Besagter Detektivfilm stand in erster Linie, als das Kino noch „Kintopp“ hieß, als der Film noch lange nicht „salonfähig“ war, als die Filmhändler noch — wie sie selber sagten — teils fürs Warten, teils für die Schande bezahlt wurden. Und trotz und allem! Wenn man damals vor so einem knalligen, wilden Detektivreißer sah, war man erregter, gespannter als beim Drama, beim Lustspiel (armer Max Lindner, arme Dorrit Weixler, armer Arnold Ried — längst alle tot), sie wurden zwar geliebt, aber der Kriminalfilm schlug sie alle! Das war die wahre Domäne des Kintopps da konnte ihm das Theater keine Konkurrenz machen.

Allerdings hat man es öfter versucht, so der selbige Ferdinand Wonn, der Sherlock Holmes am laufenden Band dramatisierte. Im „Hund von Baskerville“ war er ganz groß. Mit bitterer Miene stand er, der gefährlichste Detektiv Sherlock Holmes, auf der ebenso düsteren Bühne und wartete auf den Verbrecher, den er zur Strecke bringen wollte. Um sich die Zeit zu vertreiben, nahm er seine Geige (denn er war musikalisch, und das Publikum sollte was davon haben) und spielte sich eins, bei den blutigsten Dramen mit Vorliebe Schumanns „Trän-

merci“. Noch heute schüttelt man sich vor Lachen, wenn man an die Situation denkt.

Mit diesen musikalischen Darbietungen konnte der Film allerdings nicht konkurrieren. Der Kino-Klavierspieler hielt sich meist streng an das Wort: die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Es war ganz und gar nicht spannend. Also mußten andere Spannungsmomente her! Das Wichtigste war die Verkleidung, die Bartwolle, die falsche Nase, die dunkle Brille. Der beste Detektiv war der, der sich am schnellsten unkenntlich machen konnte und der die englischste Schoggierei und den karrierlichsten Ullster hatte, denn es mußte natürlich alles „echt englisch“ sein, echt wie die Frau Geheimrat im Dirmfleid auf dem Alpenball!

Gleicherweise primitiv war die Handlung. Zuerst lag meist eine Verleumdung. Ein kleiner Schuß — über'n kurzen Weg — in der Abendrunde. Und vom Täter fehlt jede Spur.

Langsam, langsam erhöhten sich mit der fortschreitenden Filmtchnik die Ansprüche und mit den erhöhten Ansprüchen die dramaturgische Geschicklichkeit. Man begann, auf Vogel, auf Wahrscheinlichkeit immer mehr Wert zu legen, und nun gehörte der Detektivfilm zum eisernen Bestand der Filmtheater. Für einen gut eingeführten Filmdetektiv wurden ganze Serien gedichtet und gedreht — diesmal und jenseits des Ozeans. Nach den eigenen

Schmidt winkte ab und zeigte ihm irgendwelche Marke. Da tippte der Mann an die Mütze und ging. Es wurde wieder still, man hörte nur die Atemzüge und das Mehsen, das von allen Seiten kam.

Wir gingen leise zum Ausgang. Halbwüchsige Burschen lagen hier, alte Seeleute, die kein Kapitän mehr mußerte, abgezehrt, von Krankheiten entstellte Ruinen, die einst mit kraftvollen Muskeln den Stürmen um Kap Horn getrotzt, um ihren Neubern sicherlich reiche Dividenden herauszufahren.

Im Ausgang standen schon die nächsten. Sie konnten erst um vier Uhr morgens hinein, wenn die anderen heraus müßen. Schweigend und müde haben sie sich in zwei Reihen aufgestellt, in Reihen, die kein Ende nehmen. So geht das jahraus, jahrein!

„Ich werde Ihnen jetzt ein typisches Privatquartier für Seeleute zeigen, die sich keine Bettstelle mehr leisten können“, sagte Schmidt.

Wir hatten nicht weit zu gehen. In der Nähe der Mission gab es eine Menge Quartiere für Seeleute, die in der Mission keinen Platz bekommen hatten.

„Sailors Home! Acht Stunden 5 Cents!“ stand auf einer Tafel. Wir kletterten eine enge, winkelige Treppe hinauf; die Ziegel aus den Mauern waren abgebröckelt, die Stufen abgeschlagen, eine Dellelampe beleuchtete dürrig den Eingang.

An Seilen hängend, schlafen sie

„Sie haben elektrisches Licht! Aber die Birne wird immer geteufelt!“

Nun kamen wir in das riesige Kellergewölbe eines zehn Stock hohen Hauses. Es war jedenfalls das seltsamste Hotel, das ich je gesehen habe. Quer durch den Raum waren Seile gespannt. In diesen Seilen gingen Seeleute, mit dem Oberkörper über das Seil gehängt, und schliefen! Halb stehend, halb im Seil hängend. Jeder Platz war besetzt. Nach der Seite konnten sie nicht abrutschen, so dicht gedrängt standen sie. Auf diese Weise konnte der „Schlafbaas“ einige hundert Menschen in einem Raum unterbringen, in dem liegend höchstens fünfzig Platz gehabt hätten. Ein großer eiserner Ofen gab dem Gewölbe angenehme Wärme. Die Wärme war es wohl auch, welche die meisten Seeleute angelockt hatte.

„Sie werden jetzt sehen“, sagte der Arzt, „wie bei ‚Schichtwechsel‘ die Gänge gewechselt werden.“

Der Schlafbaas läutete an einer Glocke. Hell und durchdringend. Die Wirkung war gleich Null. Von den hundert Menschen in den Seilen rührte sich keiner.

Die Seile waren mit Ringen an Wandhaken befestigt. Der Schlafbaas ging entlang der Wand

Sorgen und Nöten des Alltags ließ man sich eben gerne von fremden Nöten und Klümmernissen fesseln. Die Sehnsucht nach rein stofflicher Spannung in zwei kurzen Abendstunden nach des Tages Müde war von jeder groß. Daher der riesige Erfolg der Kriminalfilmkritiker zu allen Zeiten. Von den Mid-Carter-Schmökern über Conan Doyle und Wallace bis zu Frank Sellers ironisch angehauchten Kriminalromanen.

Und nun ist ein neuer, ein ganz anders gearteter Kriminalfilm im Anrollen. Und wieder kommt die Anregung aus der Literatur. Man verzichtet auf die rohe, rein stoffliche Spannung, man sucht psychologische Vertiefung, man sezziert, man analysiert die Irrungen und Wirrungen des menschlichen Geistes, die zu dem Kriminalfilm führen. Nicht der allwissende Detektiv ist mehr die Hauptfigur, sondern der Täter mit seiner meist zwiespältigen Seele, der irrende, der geübte Mensch, der aus irgendwelchen Gründen in ein Verbrechen hineintaumelt und manchmal einer, der in verbrecherische Geschäfte verstrickt wird, ohne daß er es will, aus einem dunklen Trieb des Gefühls heraus.

Ein solcher Kriminalfilm voller Spannung, voller psychologischer Feinheiten, voll menschlicher Irrungen und Wirrungen ist „Ich war Jack Mortimer“ nach dem Roman von Lenet-Solenia, den Thea von Harbou und R. A. Stemmler schrieben und den Carl Froelich, der von jeder neue Wege ging, als einen vollkommen eigenartigen, ganz und gar nicht alltäglichen Kriminalfilm drehte.

Einem jungen, frischen Droschkenchauffeur passiert etwas Unheimliches: der lebensfrohe, sympatische Fahrgast, elegant, jung, der sich vor ein paar Minuten am Bahnhof in seinen Wagen setzte, um ins Hotel zu fahren, antwortete plötzlich auf eine Frage des Chauffeurs nicht mehr, er war tot. Erschossen. Von unbekannter Hand. Unbegreiflich wie. Todesbleich merkt es der Droschkenchauffeur. Nur jetzt nichts mit der Polizei zu tun haben! Nur jetzt keinen Aufenthalt! — denkt er sich, denn die Chance seines Lebens lockt. Am nächsten Morgen soll er als Privatchauffeur mit dem schönen Wagen einer noch schöneren Frau hinaus aus dem Alltag, hinaus aus der Klapperdroschke — direkt ins Glück, an die Riviera! Und nun soll ein Toter ihm alles verderben? Statt der strahlenden Naturküste womöglich endlose Polizeiverhöre? Nein, nein! Kopflos, verwirrt, ohne Ueberlegung entledigt er sich seiner unheimlichen Frucht, ohne zu bedenken, wie sehr er sich dadurch verwickelt. Da sind zum Beispiel die Koffer des Ermordeten. Und das große Gepäck, das direkt ins Hotel ging. Man wird ihn doch dort vermissen, nach ihm forschen! Was tun? Der Tote muß im Hotel ankommen, alles andere wird sich dann finden. Aber der Plan mißlingt, muß mißlingen, denn die Fäden, mit denen der Tote noch mit den Lebenden verbunden ist, sind fester, verwickelter, verästelter, als der Chauffeur ahnen konnte. Vieles Ungewöhnliche, Absonderliche geschieht, drängt sich zusammen, bis sich das Geheimnis der unheimlichen Nacht löst.

Der Chauffeur, der angewandt in so viele Konflikte gerät, ist Adolf Wohlbrück; die Menschen, die das Netz knüpfen, in dem er sich beinahe verfangt, Sibille Schmitz, Hilde Hildebrand, Marieluise Claudius und Eugen Ritter.

Also ein Kriminalfilm — mal ganz anders. Ohne Schablone, aber zum Verfügen voll mit Spannung, ohne Detektive mit Bartwolle, aber mit psychologischer Vertiefung, hineinleuchtend in die Geheimnisse der menschlichen Seele. Es lebe der neue Kriminalfilm!



Frauen um Adolf Wohlbrück

Links: Marieluise Claudius — ist die treue Gefährtin des mit tragischen Schicksalen verhafteten Taxichauffeurs Fred Spomer, der von Adolf Wohlbrück in dem Carl-Froelich-Film der Tobis Europa: „Ich war Jack Mortimer“ dargestellt wird. Die Rolle der Winifred spielt in demselben Film eine der apartesten Frauen des deutschen Films: Sibille Schmitz.

Berliner Tagebuch

Die Nachbarin von der Villa nebenan — Kein Privatleben — Das Martyrium der drei Versionen — Unbekannte Helden des Films — Die Synchronisierer — Die deutsche Stimme der Jeane Macdonald

Berlin, im September.

und hängte die Seele einfach aus. Einmal nach dem anderen! In langen Reihen purzelten die Seeleute zu Boden. Glühend, grölhend oder stumpf verschlafen. Die Seele wurden wieder eingehängt. Wer fünf Cent hatte, durfte bleiben. Vor dem Gewölbe standen dicht gedrängt Matrosen, die auf freie Plätze warteten.

„Wissen Sie, was das ist?“ sagte Dr. Schmidt. „Das ist die Wohnungsnot der verarmten, alten Welt, multipliziert mit der Raumnot New Yorks! Es gibt vielleicht fürchterliches, Traurigeres auf der Welt. Das Menschen aber stehend schlafen müssen auf dieser Erde, die Platz am Boden für ihr letztes Geschöpf hat, das ist der letzte Wahnsinn unseres Krisenjahrhunderts!“

Als wir wieder aus der stickigen Luft an die Straße gekommen waren, sagte Dr. Schmidt: „Jetzt muß ich Ihnen aber auch unser helles Seemannsheim zeigen, das Seemanns Church Institut.“

Als wir uns dem Hause näherten, leuchtete uns ein flammendes Kreuz aus Glühbirnen entgegen. Das Kreuz war zehn Stockwerke hoch.

„Das ist das größte Seemannsheim der Welt“, sagte Schmidt. „Für Seeleute, die kein Schiff, aber noch Geld haben.“

Wir traten in die riesige Eingangshalle. Im großen Glasfenster lagen Briefe, tausende. Viele Seeleute, die das ganze Jahr auf Fahrt sind, lassen sich hierher ihre Post senden. Daneben waren Tafeln angebracht, auf denen die Namen verschollener Seeleute standen. Darunter die Bitte, Näheres über die Betroffenen mitzuteilen. Da gab es Mitteilungen des Seemanns, Aufrufe, daß sich Zeugen für Schiffsunfälle melden sollten, und vieles andere. Meist sind ja Zeugen, die vom Seemann gesucht wurden, auf verschiedenen Schiffen in alle Winde zerstreut und es ist sehr mühsam, sie zu einer Verhandlung zu bringen.

Die Schlafkabinen und Zimmer sind klein, aber sauber“, sagte Dr. Schmidt. „Nur sollte man hier nicht Was für 2000, sondern für 20.000 Menschen haben! Jetzt wollen wir noch nach den „Zehnminuten schläfern“ sehen.“

Bei den „Zehnminuten schläfern“

Wir gingen wieder über die nächstlichen Hafensstraßen. Entlang den Ufern Casstrivers, zur South Ferry Station. Von hier fahren die Dampffähren über den Hudson und den East River nach verschiedenen Seiten. Alle zehn Minuten geht oder kommt eine Fähre. Auch in der Nacht endet nicht der Strom der Menschen, die außerhalb Manhattan leben. Tausende sind auch in der Nacht in den Veranlagungslokalen, Theatern, Kinos, auf den Untergrundbahnen und Nachtbüros beschäftigt und kehren nach beendetem Schicht heim. Zweitausend Menschen befördert eine Fähre.

Im Eingang der Station liegen Menschen. Hunderte arbeitslose Seeleute. Sie liegen und schlafen, aber sie schlafen nur zehn Minuten. Wenn das Nebelhorn der Fähre bläst und die Glocken schrillen, schieben sich die Gitter zur Landungsbrücke auf. Dann müssen die am Boden Liegenden aufstehen, ob sie wollen oder nicht. Sie würden einfach niedergelassen werden von dem Maschinenantrieb der auf einmal losrasenden hundertfünfzig Automobile überfahren werden, die durch die Halle der Station rattern.

Das sind die „Zehn-Minuten-Schläfer“. Kaum ist der Ansturm vorbei, die Fähre abgeläutet, lassen sie sich an Ort und Stelle fallen. Auf die Bänke, unter die Bänke, in den Saal. Hauptfrage ein Dach über dem Kopf. Nun haben sie Ruhe. Erst in zehn Minuten läutet wieder die Glocke, kommt der Postkass mit seinem Gummiknüppel.

„Es sind meistens Seeleute“, erzählt Dr. Schmidt, weil sie die Situation genau kennen. Es sind aber auch stellungslöse Ingenieure darunter, Beamte, Künstler... alles das, was von Europa ohne Geld gekommen ist und hier zu Grunde geht. Das, was man bei uns in Amerika mit dem Wort „Kulturdränger“ zu bezeichnen beliebt!“

Razzia auf Hafensstraße

In der Nähe unseres Dampfers hören wir mächtiges Geschrei. Auf einem der benachbarten Schiffe war eine Schlägerei ausgebrochen. Von dem Getöse angezogen, laufen einige Seeleute auf das Schiff, um ihren Kameraden zu Hilfe zu kommen. Was war los? Meuterei?

Wir sehen, wie der machabende Offizier dem Vordersten der auf ihn ankommenden Leute die Nase mit dem Laufe des Revolvers wegbiegt, der zweite vom übrigen Hafenswasser aus, mit einigen Schüssen hält der Offizier sich die anderen vom Leibe. Die übrigen puzeln in einem Boot davon.

„Können wir Ihnen helfen?“ fragen wir den Offizier.

„Danke“, antwortet er, „es ist schon vorbei. Wir haben eine Razzia auf Hafensstraße gemacht, die sich an Bord geschlichen haben, um in warmen zu übernachten. Sie kletterten immer wieder an den Treppen an Bord. Besten Dank!“

Wenige Stunden später beginnt die unendliche Reihe der Automobile neben unserem Dampfer vorzufahren. Unsere Passagiere mit ihren Bekannten. Man bringt Blumen, an der Treppe stehen die Stewards und nehmen die Passagiere in Empfang. Über dem Hafen beginnt es zu dämmern. New York erwacht.

Die Matrosen schliefen die Luken, Hebeebäume und Krane werden fest gemacht. Unser Schiffsoberster spielt einen flotten Marsch. Nur mehr eine einzige Stahltrasse des Dampfers hält uns mit Amerika. Sie ist an einem Poller befestigt. Vor dem Poller steht ein alter Mann und wartet auf den Befehl, die schwere Trasse loszuwerfen. Ein beliebiger Gelegenheitsdiener. Man muß viele Stunden darauf warten. Endlich taucht unser Anker aus dem Grund, von Tang und Schlamme umhüllt.

„Nachbordtrasse los“, ruft der Kapitän.

„Loswerfen“, ruft der Erste nach dem Lande. Der alte, arbeitslose Seemann am Lande wirft die Trasse los. Ein Schneckenstück fliegt zur Belohnung an Land. Der Erste Offizier hat zu kurz geworfen. Das Geldstück fällt ins schmutzige Hafenswasser. Unser Dampfer dreht ab. Während er mit wehender Flagge an den prunkvollen Wolkenkratzern vorbeizieht, spielt unsere Musik den Washington Volt — Amerika verflucht...

Ein Serum gegen die Lepra

Stockholm, 14. September. Professor John Reenstierna von der Universität Upsala hat mit seinem vor einiger Zeit hergestellten Serum gegen die Lepra bemerkenswerte Erfolge erzielt. Er hat in Umeå ungefähr 50 Fälle behandelt, bei denen durchweg große Besserungen des Krankheitsbildes erzielt worden sind. Das Gefühl in den Fingern konnte bei über der Hälfte der Kranken wieder hergestellt werden. Zwei Kranke, die nicht mehr imstande waren, eine Nadel zu halten, haben ihre Arbeit wieder aufnehmen können. Professor Reenstierna hofft, sein Mittel weiter verbessern zu können. Es gibt noch etwa vier Millionen Ausfällige in der Welt.

Man denkt es sich zuweilen interessant, neben einer berühmten Filmdiva zu wohnen. Man glaubt, nun wirst du einmal einen Blick in die Kulissen des Ruhmes tun. Man sieht auf ihren Balkon und hofft, nun wird sie bald erscheinen, den Tee einzunehmen und die Besuche anderer berühmter Leute empfangen. Man freut sich darauf, daß sie einmal durch ihren Garten gehen und sich dem Anblick der letzten herbstlichen Blüten hingeben wird. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Früh halb sieben rollt ein schöner großer Wagen der Filmgesellschaft vor dem Tor der Villa vor, genau eine Minute später rauscht die berühmte Frau aus dem Haus und dann sehen wir den ganzen Tag nichts mehr von ihr. Abends gegen neun Uhr kommt der Wagen der Filmgesellschaft wieder vor. Müde, wie zer schlagen erkräftigt ihm die Trägerin des großen Namens. Ihre Mutter hat schon lange vom Balkon Ausschau gehalten, ob die Tochter endlich kommt. Wir sehen eine Viertelstunde lang die Lichter im Speiseszimmer aufblitzen, nach einer Viertelstunde wird es im Schlafzimmer der Diva hell, nach abermals einer Viertelstunde verlöschen hier die Lichter wieder, ihre Villa liegt in tiefster Ruhe. Am anderen Morgen um halb sieben... fährt wieder der Wagen der Filmgesellschaft vor, genau eine Minute später rauscht die berühmte Frau aus dem Haus... siehe oben. So geht das schon Woche für Woche, keinen Tag anders. Vilian Harvey hat eben kein Privatleben.

Was diese körperlich zierliche Frau täglich leistet, ist Gigantenarbeit. Jetzt spielt sie bei der Ufa in Neubabelsberg die Hauptrolle in dem Film „Schwarze Rosen“. Der Film wird zu gleicher Zeit für Deutschland, Frankreich und die englisch sprechenden Länder gedreht, also in drei Versionen.

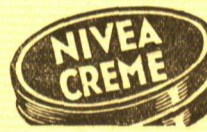
Für jede Sprache sind andere Darsteller verpflichtet. Nur Vilian Harvey spielt in allen drei Versionen die Hauptrolle. Sie muß eine Szene erst deutsch, dann englisch, dann französisch spielen. „So viele Sprachen man kann, so viel mal ist man Mensch“, hat Karl V. gesagt. Dann ist das zarte, scheinbar so zerbrechliche Menschlein Vilian Harvey täglich dreimal Mensch. Denn eine andere Version spielen, das heißt ja nicht nur die gleichen Worte nun einfach in einer anderen Sprache sprechen. Die Mitsprecher sind ja jeweils ganz andere Menschen und bringen immer ein anderes geistiges Klima, ein anderes Temperament, eine andere Musik des Nachlebens mit. In der deutschen Version ist Vilians alter Partner Willi Fritsch ihr Gegenspieler. Er hat einen jungen finnischen Revolutionär darzustellen. Er macht einen guten Jungen mit edler Herzenswärme daraus. Der englische Darsteller der Rolle ist Esmond Knight. Sein Revolutionär ist blutvoller, zapfenender, rücksichtsloser. Er bedingt auch eine ganz andere feeleiche Einstellung der Partnerin. Der französische Darsteller heißt Jean Galland. Ein echter Franzose von großer Eleganz, feinsten Pointierung der Sprache, alle dramatischen Effekte mildert er in verbindliche Konversation um. Und wiederum muß Vilian sich umstellen. In jeder Version muß sie aus einer andern Welt kommen. Jede Szene richtig gedreht ist, wird sie geprobt... vier, fünf, zehn Mal. Der Inhalt einer Szene liegt darin, daß Vilian ohnmächtig wird. Mit den verschiedenen Proben und in allen drei Versionen hat sie innerhalb von zwei Stunden dreißigmal in Ohnmacht zu fallen.

Arme Vilian! Wir begreifen, daß sie am Abend todmüde aus dem Wagen steigt und daß es auf dem Balkon meiner Nachbarin in Westend keine amüsanen Besuche gibt und daß am Abend, eine halbe Stunde

Der Spiegel sagt NIVEA!

Immer wieder NIVEA! Konsequente Pflege mit NIVEA-Creme oder -Ol verbessert den Teint und führt zu jenem herrlichen jugendfrischen Aussehen, das allgemein bewundert wird. Durch das hautverwandte Eucerit, das nur in NIVEA enthalten ist, dringt sowohl NIVEA-Creme als auch -Ol tief in die Haut ein, reinigt und nährt sie und geben ihr den so sehr geschätzten warmen samtigen Ton und die Straffheit der Jugend.

Creme: Lt. 0.50 - 3.75
Ol: Lt. 2.50 und 4.25



Heitere Ecke

Kleines Mißverständnis

Dubi war zum ersten Mal allein beim Friseur, der ihm den Nacken mit der elektrischen Haarschneidemaschine bearbeitet hatte. Kommt Dubi nach Hause und erklärt: „Fräulein hat mir aber gestern den Hals schlecht gewaschen. Der Friseur hat ihn erst mit dem Staubsauger reinigend gemacht, ehe er mir dort die Haare geschnitten hat!“

U. A. W. G.

Kabelbusch lernt in der Sommerfrische ein junges Mädchen kennen, dem er einen Kuß rauben will. Das Mädchen wehrt ab: „Solange ich nicht verlobt bin, küsse ich nicht einen Mann.“

Kabelbusch nimmt seine Visitenkarte aus der Brieftasche und überreicht sie dem Mädchen mit den Worten: „Hier ist meine Adresse; wenn es soweit ist, geben Sie mir, bitte, Nachricht.“

Rat

Bratsche ist hummvol. „Ich sehe alles doppelt!“, jammert er. Meint Bruno: „Dummer Kerl! Mach' doch einfach ein Auge zu!“

Berwandtschaft

„Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt?“ fragte der Richter den Zeugen. „Ganz weitläufig nur. Sein Vater sollte eigentlich meine Mutter heiraten, die hat aber einen andern genommen!“

Druckfehler

Alle sahen stets der schlanken Brigitte am Strande nach. Ihr wunderbares langes Haar trug sie in zwei schweren Töpfen.

Diese Rangen

„Sei artig, Hans! Was würde wohl dein Lehrer sagen, wenn du dich so in der Schule betragen würdest!“

„Er würde sagen: Benimm dich, Junge! Du darfst nicht denken, daß du hier zu Hause bist!“ (Karikaturen)

Uebertreiben

„Wie gefällt dir mein selbstgeschneidertes Kleid, Elise?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, ich finde es altmodisch. Diese Machart habe ich schon bei meiner Mutter gesehen, als sie noch ein kleines Mädchen war.“

Bertauschte Zahlen

Anzeige: Witwe, 2 Jahre alt mit 2500 kleinen Kindern und 90 Mark Vermögen, wünscht Wieder-
verheiratung.

Paradox

„Ist Herr Dr. Kruse zu Hause?“

„Bedaure, er ist jetzt nicht zu sprechen. Er hat Sprechstunde!“

Zurechtweisung

Kurtz große Schwester Else hat einen Verehrer, den jungen Herrn Schmidt, der öfter zum Besuch kommt. Und wieder einmal ist der Verkünder da. — Meint Kurt: „Du, Else, wenn ich jetzt nicht im Zimmer wäre, würde dir Herr Schmidt sicher einen Kuß geben!“

Darauf Else empört: „Dummer Junge, sofort scherst du dich raus!“

Richtigstellung

Wirtin (6 Uhr früh an die Tür klopfend): „Herr Müller, ein Brief ist für Sie gekommen!“

Müller: „Wichtigkeit! Jetzt will ich schlafen!“

Nach einer Viertelstunde erneutes Klopfen.

Müller: „Was ist denn nun wieder los?“

Wirtin: „Ich wollte nur sagen, der Brief ist gar nicht für Sie!“

Am 25. April

„Eigentlich ist es doch merkwürdig, daß Shakespears an demselben Tage gestorben ist, an dem er geboren wurde!“

„Das ist ja ausgeschlossen! Dann hätte er doch gar nicht die vielen Dramen schreiben können!“ (Bart Hem)

Berdächtigt

„Raucht dein Mann, Emilie?“

„Oh, ja, nach einem guten Mittagessen steckt er sich gern eine Zigarre an... aber ich glaube, er hat nur wenige geraucht, seit wir verheiratet sind!“ (Evenska Dagbladet)

nach ihrer Gefährte aus dem Winkel. Ihr Behn schon im tiefsten Dunkel liegt. Wenn man in drei Versionen spielt, hat man nicht ein Privatleben.

die andern Helden des Films sind die Synchronisierer. Da gibt es Duzende von angesehenen Schauspielern und Schauspielerinnen, die plötzlich wie vom Erdboden verschwunden sind. Man sieht sie nicht mehr. Man trifft sie nicht mehr nachmittags in den Cafés am Kurfürstendamm oder abends in der Kameradschaft der Künstler. Man sieht sie nicht mehr auf der Bühne, man sieht sie auch nicht in den neuen Filmen. Fort sind sie.

Dann gibt es der Zufall, daß man doch einmal einen oder eine wieder trifft.

„Was treiben Sie denn?“

„Ich habe schrecklich viel zu tun.“

„Wir schauen ihm ungläubig in die Augen.“

„Ich filme.“

„So — Sie filmen!“

„Ein Leises hm... hm... hm... will sich auf unsere Lippen drängen.“

„Ich synchronisiere nämlich!“

„Ach, Sie Armer!“

„Na hören Sie, es wird doch höchst anständig bezahlt!“

Die Sache ist die: es werden bei uns immer noch im Jahr an die hundert ausländische Filme gespielt. Da nur ganz wenige davon auch in einer deutschen Version gedreht worden sind, müssen sie synchronisiert werden. Das heißt: es wird in unsern heimischen Kellern zu dem ausländischen Bildstreifen ein deutscher Tonstreifen hergestellt, der von deutschen Sprechern und Sprecherinnen „besprochen“ wird. Keine leichte Arbeit für die, die dazu berufen sind. Sie müssen zu dem Filmbild, das ihnen vorgeführt wird, Worte und Laute finden, die zu der Mundstellung und den Gesten der ausländischen Darsteller „kongenial“ passen. Ihr Sprachklang muß eine Illusion schaffen, die ein Klangbild erzielt, das glaubhaft neben dem Filmbild ertönt. Mit ungeheurer Mühe kommen dann Dialoge und Szenen zustande, die die Filme von Metro Goodwyn Meyer oder den United Artists erst für unser deutsches Publikum verständlich und hörbar machen. Das sieht dann die Erschütterungen von Adolph Menjou und Jeane Macdonald, läßt sich von ihnen beeindruckt und vergift, daß es doch wadere deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen sind, die ihnen Sprache, also Seele verleihen. Unsere Synchronisierer haben es schon zu solcher Meisterschaft gebracht, daß zwischen dem in Hollywood gedrehten Bild und dem erst nachträglich in einem deutschen Kellern hinzugefügten Ton nicht der geringste Zwiespalt mehr besteht. Aber kein Lied, kein Heldentum kündigt von ihrer anstrengenden seelenvollen Arbeit.

Die Synchronisierer sind die unbekanntesten Helden des Films. Sie trösten sich damit, daß der Ruhm, in dem sie sich nicht sonnen können, wenigstens gut bezahlt wird. Der Berliner Bär.



Sein Wunschtraum

„... herrlich so'n Dampfer!“

„Ja, das könnte dir so passen — den ganzen Tag zu rauchen!“

Eine Jagdgeschichte

„Hast du denn was geschossen?“ fragt Müller.

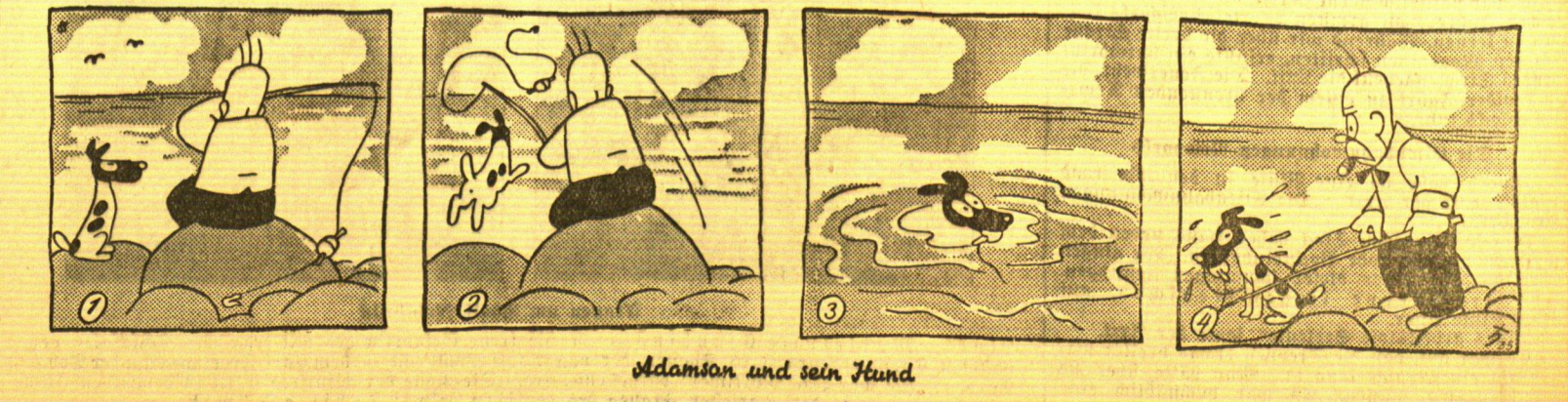
„Und ob!“ rennert Schulze. „Einen Fuchs habe ich geschossen! Ich traf ihn mitten ins Gehirn, er war sofort tot. Sicherheitshalber habe ich aber noch einmal geschossen und traf ihn ins Hinterbein. Da hättest du aber sehen sollen, in was für Hast er kam! Wie ein Pfeil war er davon!“ (Everybody's Weekly)

Zurechtweisung

„Du bist ein Esel!“ sagte Fritz.

„Du noch ein viel größerer!“ sagt Franz.

„Ruhig, Jungens“, mahnt der Großvater, „ihr scheint ganz zu vergessen, daß ich noch hier im Zimmer bin!“



Adamsan und sein Hund

Westwind / Van Franz Friedrichs

Der alte Fischer Petersen hatte natürlich wieder recht. Auf dem strahlend blauen Himmel trieb eine winzige kleine Wolke, die zusehends dunkler und größer wurde. Und bald hatte sie die Sonne erreicht und spannte sich bis hinaus an den Horizont des Meeres.

„Wir haben Westwind“, sagte Petersen, „das ist ein böser Wind, der nach den Menschen greift!“

„Wieso nach den Menschen?“ fragte Veras Mutter, die vor dem kleinen, sauberen Fischerhaus auf einer Bank saß.

„Ja, viele wollen es nicht glauben, aber es ist so. Wenn der Wind aus dem Westen kommt, zieht er die Menschen in das Meer. Er bringt Sturm und Sorgen!“

Frau Larsen war froh, daß Vera nicht allein in den Dünen war. Gregor und Erich waren bei ihr. Vera hatte es durchgelebt, einige Wochen Ferien in dem Fischerdorf verbringen zu dürfen, dort, wo es wirklich still und zuträglich ist, und wo es noch „Menschen mit Treue“ gibt, wie sie sagte. Erich hatte sich angeschlossen, während Gregor im nahen Seebad wohnte und durch Zufall auf die Idylle im Fischerdorf aufmerksam geworden war.

Der alte Fischer Petersen hatte natürlich wieder recht. Seine guten Augen bemerkten sofort das unsichtbare Spiel der Liebe zwischen diesen drei Menschen. Er sah Veras Zuneigung zu Gregor, der in allen Dingen der Lebensführung eines Weltmenschen näherstand, während Erich, der einfache, stille Mensch nicht viel von Worten wußte und gerade und kräftig war in allem.

Au diesem Tage nun geschah etwas Unerwartetes. Der Sturm hatte zugenommen, der Wind aus dem Westen war sehr böse geworden. Vera saß mit den beiden Männern auf einer Dünenhöhe. Sie hatten ihr schönes Boot unten am Strande auf den Sand gezogen.

Pflichtig zeigte Erich hinaus in das Meer. Hohe Wellen trieben ihre Schaumkronen an das Ufer. Immer rascher und immer lärmender. Der graue Himmel hatte die Sonne verschluckt.

„Menschen über Bord!“ sagte Erich.

„Wo?“ fragte Vera und stand auf.

„Sehen Sie, dort draußen? Sie klammern sich an das umgekippte Boot... wir müssen hinaus...“

„Anfinn!“ sagte Gregor, der ruhig sitzen geblieben war. „Wir werden ins Dorf laufen, die haben ein Rettungsboot und eine dazugehörige Mannschaft!“

„Bis dahin kann es zu spät sein! Kommen Sie mit?“ fragte Erich.

Gregor gab keine Antwort. Er sah in Veras Augen. Eine Bitte lag darin. Aber diese Bitte war nicht stark genug.

„Der Wellengang ist zu hoch; es wäre gefährlich, Erich. Aber ich renne sofort ins Dorf, Sie werden sehen, das ist klüger, wenn die Fischer ausfahren, die kennen das Meer...“

„Es geht um das Leben eines Menschen, vielleicht sind es zwei oder mehr... Ich kann Sie nicht zwingen, Gregor, dann bleiben Sie eben zurück!“

„Nehmen Sie ihn mit, Erich!“ sagte Vera, „er ist nicht feige... er ist bestimmt nicht feige!“

„Dann los!“ Erich rannte die Dünen hinab, auf das Boot zu, Vera kam hinterdrein und vor ihr ging Gregor. Das Boot stieß mit den beiden Männern ab. Die Wellen ergriffen es. Trugen es weiter und hoben es hoch, trieben es hinab in die Wassertäler. Vera sah nichts mehr von ihm.

Drinnen im Boot saß Gregor, ganz zusammengekauert, unfähig ein Ruder zu halten.

„Es ist ein Verbrechen!“ schrie er auf, „Sie sind schuld an dieser Gemeinheit, Erich!“

„Pack die Ruder an, du Feigling! Hilf mit, statt zu jammern!“

„Sieh nach, wo wir sind!“ schrie Erich. „Du etwas! Wozu habe ich dich mitgenommen? Du... hörst du?...“

„Ich bin nicht freiwillig gegangen!“

„Was ist mit Vera?“

„Laf mich in Ruhe! Ich will zurück!...“

Immer höher schlugen jetzt die Wellen. Alles Land war fort. Erich hob sich hoch, ungefähr stimmte die Richtung. Er fing zu brüllen an, es kam keine Antwort. Dann wieder sah er auf den Kameraden im Boot, er tat ihm leid. Vielleicht konnte er ihm helfen.

„Streck dich aus, du!“ schrie er ihm zu, „ja, so, ganz, damit du die Wellen nicht siehst. So. Und rühr dich nicht!“

Es war eine gefährliche Fahrt. Aber Erichs Kräfte wurden nicht so leicht müde. Geschickt verstand er es, das Boot zu halten, bis er die Stelle des Unglücks erreicht hatte. Matt und mit angstvollen Gesichtern hingen zwei Menschen an dem gekenterten Boot. Erich warf ihnen ein Seil zu. Die beiden Menschen fahnten nach dem Seil. Es dauerte nicht lange, dann lagen sie im Boot, neben Gregor. Der eine von den beiden Geretteten erhob sich wieder, ergriff die beiden Ruder und fing an zu arbeiten. Er legte sich in die Riemen. Dann wechselte er mit seinem Freunde ab. Das Boot erreichte nach stürmischer Fahrt das Ufer... Am Ufer standen Vera und ihre Mutter. Und

auch der Fischer Petersen war da. Und einige andere, die den Vorgang in der See beobachtet hatten.

Vera blickte die beiden Männer an. Erich lächelte grimmig, aber er lächelte. Gregor hatte, wieder auf festem Boden, sofort seine Sicherheit gefunden.

„Nun, hat er Sie enttäuscht?“ fragte Vera. Erich blickte auf. Er sah in diese hellen, wunder-vollen Augen, in dieses gebräunte und zartgetönte Gesicht und auf die glänzenden, verlockend schimmernden Haare... „Nein!“ sagte er dann fest, „er hat mich nicht enttäuscht!“

Es dauerte ein Weilchen, bis Vera lächelte. Aber als sie dann nach Erich blickte, war er fort. Er ging mit dem Fischer Petersen in das kleine Haus. Dort ließ er sich seine Hände in Ordnung bringen. Dann packte er seinen Koffer. In diesem Augenblick kamen Vera und ihre Mutter in das Haus.

„Wollen Sie denn abreisen?“ fragte die Mutter. „Gewiß! Diese Rettung hat mir gut getan! Was soll ich noch hier?“

„Ich liebe den Mann, der nicht feige ist, Erich!“ sagte Vera und blickte auf die munden Hände. „Wollen Sie Ihre Abreise nicht auf morgen verschieben? Gregor erzählte mir, daß heute Abend im Kurhaus drüben ein Ball ist. Wollen Sie mich dorthin mitnehmen?“

„Vera, vielen Dank. Ich bin ein schlechter Tänzer. Gregor wird mich sicher vertreten können. Aber ich bringe Sie gerne zum Ball!“

Natürlich hatte auch diesmal der scharfsichtige Petersen wieder recht. Er sah mit Frau Larsen in

der heranwehenden Nacht auf der Bank vor dem Haus. Der Sturm hatte sich längst gelegt. Das Meer war wieder ruhiger geworden, aber es rauschte noch ziemlich laut.

„Der Wind hat umgeschlagen, Frau Larsen!“ sagte Petersen. „Der Wind hat gewechselt. Es brist jetzt. Aber es brist gut. Gut für alle Segel... hm... Es war Zeit... Glauben Sie nicht auch? Ein tapferes Mädel haben Sie, Frau Larsen, und der junge Mann, der könnte mein Junge sein... Es ist gut, daß der Wind umgeschlagen hat...“ Er steckte die kurze Nase in die Luft. Bitternd.

„Jetzt hat er die schöne Richtung. Aus der alles kommt was gut und zuträglich ist! Soll ich Sie jetzt hinüberbringen zum Kurhaus? Frau Larsen?“

„Warum nicht?“

Als Frau Larsen in den Saal des Kurhauses trat, sah sie Vera mit Erich tanzen. Sie suchte Gregor, aber sie fand ihn nicht.

„Erich“, sagte Vera, „Warum haben Sie gelogen?“

„Ich? Gelogen?“

„Ja, Sie!“

„Wann?“

„Als Sie zurück kamen mit dem Boot! Da haben Sie gelogen. Sie haben mir nicht die Wahrheit gesagt! Ueber Gregor... und...“

„Ich wollte Ihnen nicht wehe tun... Die Liebe ist das wunderbarste, was wir Menschen besitzen...“

„Ja, Erich, du, und an dieser Lüge habe ich meine Liebe erkannt!“

Der Zauderer / Eine humorvolle Kriminalgeschichte

Van Hermann Krotke

Gerhard Binding schickte sich gerade an, zu Bett zu gehen, als es klingelte. Mit der Bedächtigkeit und Vorsicht des alten Junggesellen schlürfte er zur Tür, lugte durch das Guckloch, erkannte seinen Freund Weinmeister und öffnete mit einem Aufatmen der Erleichterung. „So spät?“

„Na, na; alter Einsiedler. Es ist erst neun Uhr.“ Im Abend, weißt du ja, ist wenig mit mir...“

„Weiß schon. Aber ich brauche Geld...“

„Zu mir leid. Außer ein paar Mark in der Tasche habe ich keinen Pfennig im Hause.“

„Erlaubst du mir, daß ich näher trete? Oder muß alles an der Tür verhandelt werden?“

„Wenn's sein muß, komm rein!“

Weinmeister trat in das Doppelzimmer, das die Wohnung seines alten Freundes ausmachte, setzte sich bequem, veranlaßte Binding, auch Platz zu nehmen, und holte ein kleines Schächtelchen aus der Tasche.

„Ich brauche morgen eine größere Geldsumme für — na, so rein weltliche Dinge interessieren dich Heiligen ja nicht. Bin aber blank. Da habe ich von der Bank das letzte Wertstück geholt, das ich besitze. Einen Brillanten — du wirst ihn gleich sehen — ungefaßt; Erbsstück. Du wirst so liebenswürdig sein, mir zu sagen, was er wert ist, was du mir dafür geben kannst.“

„Ein letztes Erbsstück verkauft man in höchster Not und nicht, um irgend eine Laune...“

„Ich habe dich um Geld, nicht um Rat gebeten, Gerhard. Willst du mir die Gefälligkeit erweisen oder nicht?“

Binding zuckte zusammen und öffnete das Kästchen. „Derrliches Stück, kapitales Stück!“ murrte er.

„Das erste vernünftige Wort, das aus deinem Munde kommt.“

Binding betrachtete den Stein eine lange Weile. „Werbe — dir — das Geld — schicken,“ lies er endlich hören. „Schade um die Mordsumme.“

„Na, endlich. Bin froh, daß ich das Ding los bin. Vom Augenblick an, wo ich es aus dem Geldschrank geholt habe, verfolgen mich da zwei finstere Gesellen...“

„Ach so!“ fauchte Binding. „Und da ist es dir lieber, sie brechen bei mir ein, als daß sie dich überfallen...“

„Beruhige dich doch, alte Heuluse! Ich habe sie in die Irre geführt. Meine Fährte haben sie verloren, und kein Mensch weiß, daß ich bei dir oben bin. Wenn sie einbrechen wollen, dann tun sie das bei mir.“

„Und wenn du dir das nur einbildest? Wenn sie unten stehen?“

Weinmeister machte kurzen Prozeß. Stand auf, griff nach seinem Hut, ging zur Tür und war mit einem verächtlichen: „Al — ter Zau — de — rer!“ die Treppe hinunter.

Der Goldschmied blieb mit seiner Wut allein. Er schimpfte und schloß. Endlich entschloß er sich, die Tür zu öffnen und seine angefangene Beschäftigung des Sich-Auskleidens fortzuführen. Er begab sich in eine Nische am Ende des Schlafraums, sein Badezimmer, um sich zu waschen.

Kaum hatte er die Hände ins Wasser getaucht, da fiel ihm der verfluchte Stein wieder auf die Seele. Das Schächtelchen lag auf dem Nachttisch. Fortwährend vor sich hingrummend, nahm er den Brillanten heraus, ging zum Waschraum zurück und legte den Edelstein von ungemöhnlicher Größe vor sich auf das Waschbecken, damit das Wertstück nicht aus den Augen gelassen werde.

Er zog die Unterjacke aus und nahm die Seife

zur Hand, um den Oberkörper zu bearbeiten. Merkwürdig, wie kalt es war! Von irgendwoher zog es Binding auf dem nackten Rücken. Ungerlich drehte er sich um.

„Rühr dich nicht von der Stelle, oder ich schiefe!“ Ein Mann, dessen Gesicht von einer Larve bedeckt war, drohte mit dem Revolver. Ein zweiter, über den Händen Gummihandschuhe, verhängte und verhängte das Fenster, aus dem man, um einsteigen zu können, eine Scheibe herausgeschneiden hatte.

„Wo hast du den Stein?“ herrschte der Revolverträger Binding an.

„Was für einen Stein?“ fragte der Goldschmied. „Mach doch keine langen Geschichten mit dem Urgrötkvater!“ knurrte der Partner am Fenster.

„Der gibt uns jetzt stundenlange Rätsel auf, und mittlerweile passiert sonst etwas. Hau ihm eine über den Schädel und — fertig.“

Binding versuchte zurückzuweichen, aber der Rand des Waschbeckens, an dem er lehnte, bohrte sich ihm schon in den Körper. Er griff nach rückwärts — es fehlten ihm noch wenige Sekunden — dann fühlte er einen Schlag auf den Kopf und verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, sah es in seinem Schädel nicht toller aus als in seiner Wohnung. Von den Eindringern selbst war nichts mehr zu sehen, aber das nächtliche Gastspiel hatte seine Spuren hinterlassen.

Alle Schubfächer waren aufgerissen und durchwühlt. Das Bett lag, in einzelne Teile auseinandergeronnen, auf dem Boden. Aus den Stühlen hatte man das gesamte Sitzfutter herausgezerrt. Alle Behälter waren aufgebrosen. Die Wände standen nackt da; die Tapeten hingen in langen Fetzen davon ab. Die Möbel starrten mit den Weinen nach oben zur Decke.

Binding konnte sich nicht rühren und nicht rufen. Während einiger Augenblicke nahm sein Bewußtsein die tolle Verwüstung der Räume auf,

Kampf mit dem Lachs

Mit Gerte und Rolle an rauschenden Wassern / Van Egan von Kapherr

Strrrr... Die hölzerne Rolle dreht sich — ein Blinker stummert durch die Luft, fällt ins braufende Wasser, die Schnur strafft sich ein wenig, folgt dem eiligen Strom. Langsam geben Rute und Hand nach — die seidene Schnur muß straff bleiben, der Blinker muß sich drehen, muß in den Kolk, den dunklen Wirbel unter der braufenden Schnelle, denn dort steht der Fisch.

Wieder nichts, kein Anbiß, kein Ruck. Schon ist die Schnur hinter dem Kolk, der Blinker muß wieder im weißbrandenden Schaumwasser da unten sein. Langsam dreht sich die Rolle, der Blinker tanzt über dem Strudel, zuckt aus dem Strudel hervor, streift die Wellen, pendelt frei in der Luft. Fehlwurf.

Noch einmal — Schwung — Strren, Schnurren — der Blinker fliegt, fällt genau in den Kolk. Die Schnur rollt langsam ab, straff steht sie im Strudel. Jetzt aber ruckt es in der Hand, die Rolle dreht sich, der Druck des Fingers kann sie kaum hemmen — zerrrr — wie eine Geigenfalte gespannt steht die Schnur. Die Rute biegt sich, das Ende zuckt hin und her. Der Wurf war gut, der Fisch ist fest. Was für ein Fisch? Ist die Frage. Starke Forelle oder mittlerer Lachs? Der Widerstand beim leichten Anrollen der scharf gespannten Seidenschnur ist stark: seine fünfzehn Pfund kann der Bursche haben, vielleicht gar mehr...

Lief in den Abgrund des schwarzen Wirbels hat der Fisch den Spinner, die Schnur gezogen. Ich kann mich auf das Zeug verlassen: stärkste Seide, grün und grau gefärbt, vielfach gesponnen, gut ge-

flochten, wie ein Klöppelstrang. So etwas dreht sich nicht auf, wird nicht locker. Auch auf mein feines, aber starkes silberbesponnenes Vorfach, auf die strammen, blauen Hasen und den guten Silberfisch kann ich mich verlassen: alles verband ich selbst zur tüchtigen Angel. Auf selbstgeladene Patronen, auf selbstgefertigte Angeln ist der beste Verlaß für den Jäger und Angler, der weit von aller Kulturwelt lagt und fischt, zur sportlichen Freude nicht nur, auch, um den Lebensunterhalt zu gewinnen. Es muß auch ohne Konferenzen gehen.

Strrrr... Aufgepaßt! Jetzt war's bald vorbei mit Fisch, Blinker, Vorfach und Schnur, denn wie ein bleigrauer Blitz schoß der Lachs über den Kolk, hinein ins tosende Schaumwasser... Dort aber liegt Stein, Ölzer, die antrieben, sich im Geröll festklemmten. Dahin darf der Fisch nicht kommen. Also sachte angezogen, wenn sich nun auch die Schnur beanspruchend spannt und die Rute sich biegt, als wollte die Spitze zum Griff herunter. Fest Daumen und Zeigefinger auf die Rolle gepreßt, keinen Augenblick darf die Schnur schlaff sein, wenn der Fisch wieder — — hopp! Da springt er schon wieder. Aber ich passe auf, die Schnur folgt stramm, immer gespannt, immer gestrafft. Hü — strrr... Der Koller schnurt nur so! Nun ist der Lachs wieder stromauf, nur zögernd gebe ich nach. Aber mag er getrost in die Kiese: da unten ist nur ein glatter, flacher Steinblock und ringsum dicker Kies und etwas Geröll; ich habe den Grund un-länglich erforscht mit langer Fichtenstange vom Felken drüben aus. Da kann sich nichts verbessern.

Nur unterhalb im weißen Gicht ist's schlimm, denn da liegt Fallholz eingeklemmt, und dann oberhalb des Felsens drüben, dort liegt eine ganze, windgeworfene Fichte mit dem Kopf im Wasser; dahin darf der Fisch nicht.

Jetzt wird die Rute gerade — die Schnur weicht... Schnell muß ich die Haspel aufrollen — schnell, schnell... Es reicht noch gerade: schon saukt wieder der bleiglitzernde Körper aus dem Wasser, schießt aufwärts, zu mir hin jetzt — fliegt wieder aus dem Strudel, knallt zurück, daß man es trotz Rauschen und Brausen des Wassers hören kann: platsch!

Der lange Engländer drüben ist nahe ans Ufer gekommen, hat seine Angel unten am Fluß gelassen. Er ist fast aufgeregter als ich: „Gib ihm nicht so viel Reine,“ ruft er, „sonst kommt er unter das Holz!“ Sogar die Pfeife hat der Mann aus den Zähnen genommen, ein seltenes Vorkommnis. Aber Sport ist Sport und beim echten Sportfischer gibt's keinen Reiz, gibts nur Spannung: wird der andere Fehler machen? Wird der Fisch loskommen?

Strrrr... Die Mütze ist längst vom Kopf — ich mußte unter Zweigen durch. Auf dem schlüpfrigen Gestein findet der Fuß wenig Halt. Da heißt es obacht geben, um nicht selbst eine Reife stromab zu machen — St. Peter allein weiß, wohin. Der Weg zu dem Fischereihelligen im Himmel aber ist sehr kurz, wenn man da unterhalb in die große Stromschnelle gerät... Krampfhaft halte ich die Rute, vorsichtig drehe ich die Rolle an, lasse sachte wieder nach. „Zwanzig Pfund, old boy — kein Gran weniger,“ schreit der Engländer — „gib ihm jetzt Luft — gut so — jetzt aber fest — so...“ Er hat sich beruhigt, die Pfeife sigt wieder zwischen den Zähnen. —

Es geht gut jetzt, der Fisch mattet langsam ab, seine Sprünge hören auf, sein Toben wird schwächer. Aber wie ein Klok hängt er an der Schnur — er ruht alles aus: Eigengewicht, Flößen, Strömung. Dann tobt er wieder los, springt in den Schaum hinein, schnell sich dem Strom entgegen, schießt in die Kiese hinunter, dann wieder nach oben, klatscht hinter den großen Steinen hoch, treibt jetzt aber abwärts. Nun ist er müde.

Trotz der kalten Luft rinnt mir der Schweiß den Rücken, die Stirn herunter. Und Herzkloppen habe ich, als gälte es dem „dicksten“ Bären oder Elch. Ja — das ist „Sport“ und Jagd zugleich, wirkliche Jägerkunst, die verlangt wird. Wieder rollt die Reine ab, die Hand rollt die Haspel auf — nun kommt der Fisch langsam dem Ufer näher. „Ready“, sagt der Brit drüben.

Bleigraun-silbern blinkt der breite Körper auf zwischen den Ufersteinen. Ein Griff mit der Rechten nach dem Gaffhaken — die Linke muß Angel und Rolle bedienen — die Schnur ist zum Zerreißen straff. Ein Ruck von hinten — der fählerne Hasen an der Gassenstange fährt hinter den Riemen — ruck — fest — ans Ufer! Hier bäumt sich der Fisch prachtvoll auf: ein Lachs von mindestens zwanzig Pfund, von fünfundsiebzig vielleicht. Der verzweifelte Kämpfer ist besiegt — durch Menschentücke und grausame List.

„Well — ein guter Fisch,“ gratuliert der Engländer, „besser als mein geiziger, viel besser.“ Er zeigt keinen Reiz, der Sportsmann. —

Wir werden heute den Lachs zum Abendessen haben, und dann junge Haselkühner, die ich vorgestern schon. Morgen aber wollen wir mit unseren Gunden Schneehühner und junge Birkenhühner suchen und jagen — Abwechslung muß sein, und das Weidwerk ist alle Tage neu, wenn es sich

Die im Dämmer der künstlichen Fensterverkleidung lagen. Dann verfiel er wieder in einen ohnmächtigen Schlaf.

Er erwachte auf neue von lauten Schlägen und Aufen an der Tür. Dann wurde die Tür unter fürchterlichem Getöse erbrochen. Bindings Gebrüll, den das Ausschleiben des pünktlichen Alten beunruhigte, hatte den guten Freund Weinmeister herbeigeholt. Jetzt stürzten die beiden in die demolierten Räume. Weinmeister rief die Lappen herab, mit denen der nächtliche Besuch die Fenster verdeckt hatte.

Großes Vormittagslicht fiel auf die Trümmerruinen, in die Bindings schmucke Einrichtung verwandelt worden war. Weinmeister entdeckte seinen armen Freund am Boden, eilte hin und half ihm, sich zu erheben.

Weinmeister war verzweifelt, fassungslos. Er sammelte unflüchtige Sätze vor sich hin, in denen er seinen Freund um Verzeihung zu bitten suchte. Er half ihm in einen Mantel, führte ihn zu einer Sitzgelegenheit und umhagte ihn wie ein treuer Hund.

„Dem Himmel sei Dank, daß sie dir wenigstens das Leben gelassen haben, Gerbard!“ brach er schließlich hervor.

Binding schwieg noch immer. Er begann einzelne Glieder zu rühren. Er bewegte die rechte Hand, führte die innere Handfläche an die Augen.

„Du bist verwundet!“ rief Weinmeister.

Das Handinnere war böß zugerichtet. Ihr Zustand deutete auf fürchterliche Quetschungen.

„Die Sei-fe!“ befahl Binding.

„Mensch, Gerbard!“ rief Weinmeister, „da hilft doch keine Seife! Junge, renn in die Apotheke nach Tonerde!“

Als die beiden Männer allein waren, überkam Weinmeister wieder Verzweiflung.

„Gerbard, vergiß mir! Und laß dir's nicht nahegehen. Das Zimmer kann wieder zusammengeklückt werden, und ohne den Brillanten werde ich nicht verhungern. Wenn es auch mein letztes war... — Vielleicht findet ihn die Polizei wieder,“ fügte er unsicher an.

„Die Seife!“ befahl Binding hartnäckig.

„Mensch, Gerbard, was willst du nur mit der Seife? Ich glaube, im Augenblick gibt es Wichtigeres zu tun, als daß du dir die Hände wäschst...“

Binding machte Anstalten, sich zu erheben.

Sollte er wahrinnig geworden sein durch den Schrecken? dachte Weinmeister. Er holte die Seife vom Waschbecken.

Der Goldschmied begann die Geschichte des Heberfalls zu erzählen.

„In den Sekunden,“ schloß er, „die mir zwischen der Drohung des Angreifers und dem Schlag auf den Kopf blieben, war ich mit dem Rücken an den Rand des Waschbeckens angepreßt, die Arme nach hinten zurückgehoben. In der rechten Hand hatte ich die Seife. Dicht dabei in der Seifenmulde lag der Brillant. Die Vorlehung selbst hatte die beiden Gegenstände zusammengefügt. Die Verbrecher konnten nicht sehen, was hinter meinem Rücken vorging. Mit schredlicher Anstrengung preßte ich den Edelstein in die Seife, bis keine Spur blieb.“

Weinmeister fuhr wie elektrisiert auf. Sein Blick fiel voller Rührung auf die rechte Hand des Zaubereis. Die war wohl auf lange Zeit hinaus, durch die unmensliche Kraftübung, die sie vorgenommen hatte, untauglich.

Über der Brillant fand sich unverfehrt in der Seife.

Der Kuckuck / Skizze von Emanuela Baronin Matt-Löwenkreuz

Eines Morgens zu Sommerende, als die Nächte schon kühl wurden, entdeckte man auf einer Bank vor dem Kriegerdenkmal des Dorfes ein fremdes Häßel. Blau und halb erfroren lag es, wenige Wochen alt, in einen Blauschlamm gewickelt. Die Frauen pflüchten sich einander vorbei, jede wollte den Wurm heimtragen, wärmen und füttern. Als es aber darum ging, wer das Niemandskind behalten und aufziehen sollte, fand sich keine bereit. Für eines, das vom Himmel fiel, mußte der liebe Gott sorgen.

Der Bürgermeister, der in der Gemeinde die Vorsehung vertrat, hatte endlose Schreibereien, ohne daß sich die Zugehörigkeit des Fremdkind feststellen ließ. Er wurde auf den Namen Ruppertus getauft, der am Tag seines Auffindens im Kalender stand. Aber außer in den Amtsbüchern besaß er noch immer keine Heimstätte, hätte sich nicht eine sanfte, blutarmer Häuslerin zu diesem Liebeswerk überreden lassen. Sie wackelte mit dem Kopf, was ebenso gut ja wie nein heißen konnte, und zeigte die drei letzten Zähne in ihrem noch jungen Gesicht, was nach Ansicht der Dorfbewohner als zustimmendes Nähnchen zu deuten war.

So hielt der Rupp, versehen mit etlichem zusammengebettelten Kindszeug, Einzug. Die Ziege blies ihm neugierig ins Antlitz, Küchlein duckten sich unter dem Hoder mit dem Weidenkorb, aus dem man das Holz entfernt hatte, um das Häßel hineinzulegen. Zeilebens besteht die Häuslerin, die nichts von einem Mann wußte und nie ein Kindlein geherzt, ein erschrockenes Aussehen, seit sie von Amts wegen des Rups Mutter geworden. In seinem Korb brüllte das Menschlein, daß man sein Schreien im halben Dorf hören konnte. Die Ziege war längst in ihren Verschlag geschlüpft, und die bottergelben Federbälle wechselten verstört und aufgeregt zwischen Kohl und Kraut.

Der Rupp setzte sich auch weiter durch. Mit einem Zuden seines blühend runden Gesichtes beherrschte er das Haus. Ehe er lospektakelte, brachte seine Ziehmutter herbei, was sich nur fand. Später indes sollte ihr Verhältnis zu einander Veränderung erfahren. Wie ein kleiner Affe machte er ihr alles nach. Mit einem Tuscheln rieb er Gläser, Napfe und den Fußboden blank. Er reichte noch nicht mit dem dunklen Schädel bis zur Herdplatte, als er Milch ausstellte und den Sturz rührte. Von früh bis Abend war er darauf aus, ihr zu helfen.

Als er älter geworden, schenkte ihm jemand eine alte Männerhose. In einem Hofenbein hätte das Kerchen Platz gefunden. Mittels gekreuzter Träger hing sie ihm, wenn auch bereits gefürzt, vom halben Rücken bis zu den Beinen. So stiefelte er selbstbewußt und vergnügt. Die Dorflieder liefen ihm nach und spotteten: „Rup—Rup! Kuckuck!“ Daß es seine Einlegetochter in ein fremdes Nest angina, begriff er erst später. Er klümmerte sich nicht um die Schar. Er hatte Wichtigeres zu tun. Die Ziege führte er zu den lechersten Grasschöpfen, und im Garten werfte er mit einer Harke, die er kaum erschleppen konnte.

„Kuckuck!“ zirpte es hinter dem windschiefen Rattenzaun. Es blinkte ein weißes Kleid, eine weiße Schürze, und ein frischrotes Popband krönte das Ganze: Bürgermeisters Albine. Mit den Dorfkindern spielen war verboten. Ihre Fingerlein durften nicht im Abwasser pantzen und aus Straßen-

breck Ruchen kneten. Und das Kleid mußte von einem Ende der Woche bis zum andern blank und steif wie eine Lüte stehen. Albine hob die feste Trompetennase — hineinregnen hätte es können — und gluckte zart und fein, nicht grob, wie sie's gehört haben mochte: „Kuckuck...“

Der Rupp mit der großen Hofe! Den Blick konnte sie nicht von ihm lassen. Kniff sie die Augen zusammen, sah sie ihn doch und erst recht. Sein Vollmondgesicht lachte sie an. Seine Stirne krauste sich unter dem Mausepelz; er dachte nach. Dann rupfte er Blumen (die Ziehmutter verkaufte sie), ein paar mit den Köpfen, andere mit langen Stengeln, rasch und wahllos. Eine Faust voll davon stopfte er durch die Bretter. Albine streckte begehrlieh die Hand aus, zugleich bekam sie einen graulichen Schreck — die schönen Blumen stelen ins Gras, sie stürzte davon, daß die Äbde nur so um die blühweißen Strümpfe flogen.

Das war der Anfang. Eine Weile blieb es auch noch so, daß Albine dem „komischen Buben“ auflief wie ein Hundel und plötzlich Fersengeld gab. Sie wußte selbst nicht, warum. Mit Spannung und prickelnder Angst war es verbunden. Aber dann wurden die Kinder ungetrenntlich. Sie stapften zusammen über die Felder. Sie gukten in Vogelnecker. Sie warfen Kiesel in den Teich beim Dorfausgang. Vergänglich suchte die demütige Häuslerin ihren Rupp zurückzuhalten. Er hörte nicht. Es nützte auch wenig, daß die Bürgermeisterin ihrer Prinzessin den Text liest, um den Verkehr der Kinder zu hindern. „Wenn ich in die Schul' geh, werd ich Dir beim Lesen und Schreiben helfen!“ versprach der Rupp und schaute das Maible treuerherzig an.

„Und wenn ich in die Schul' geh, bin ich gschick genug und brauch Dich nicht!“ Aber das Geklingel ihrer Schelmenaugen meinte just das Gegenteil.

Es fehlte nicht mehr viel bis zum Schulanfang. Albine hatte schon einen pissfeinen Kanzen, und Rupp befruchtete jeden Papiersegen, dessen er habhaft wurde. Bei Bürgermeisters brieten sie die ersten prächtigen Äpfel im Mohre. Dabei beim Rupp waren es nur Kartoffeln, aber die Kinder tauchten und schoben einander die Bissen in den Mund. Die Bürgermeisterin kam nicht aus dem Aerger und sagte zur Doktorfrau, ihre Einzige täte sie in ein Pensionat.

„Was ist ein Pensionat?“ fragte Albine. — „Seine Lebensart werden sie Dir dort beibringen, und daß Du Dich nimmer mit dem Kuckuck herumtreibst!“ Es muß gefagt werden, daß Albine darob die Zunge zeigte und dann flink wie ein Wiesel ausrückte.

Einen Rennwolf besaß sie. Damit flüchte sie durch das ganze Dorf. In andern Kinder rissen die Augen auf, aber nur der Rupp durfte hintenauf springen, und dann ging es doppelt so rasch über Stod und Stein. Eines Tages vergnügte sich Albine allein. Bis an die letzten Häuser war sie geschlüpft. Dort senkte sich der Weg hollerumbusch in einen Steilhang. Wie der Blitz ging es. Alles an ihr flog. Das Popband lag längst im Staub. Mit Hü und Hott sauste sie bis zum Teich und mit einem Aufhopsen über die Uferböschung hinweg. Albine stieß einen einzigen Schredruf aus, schry umring sie das kalte, fürchtbare, Rod und Schürze breiteten sich einen Augenblick über dem Wasser wie eine große, weiße Blume aus.

Ketter war, der hörte, weit und breit niemand. Doch — eine fliegende Hofe stapfte heran, wurde wie ein Schwingenpaar. Das frischrote Bandl im Begleit! Dem Rupp dröhnte das Herz, die Brust sprengte es ihm, so lief er. Dann war er am Ufer. Nochmals tauchte es empor. Das bishchen Weiß, zusammengegrumpelt. Ein Kinderantlitz mit geschlossenen Augen. Er warf sich nach vorn und packte zu. Mit seinen kleinen, festen Bubenpranken umklammerte er das Versinkende, das ihn selbst zur Tiefe zog. Umfaßte schwaches Buschwerk, das nachgab.

Das Unglaubliche geschah. Mit schweißüberronnenem Gesicht, an dem die Adern platzten, neigte er sich gegen den Wasserpiegel, der sich näherte, und hielt immer noch stand! Die letzten Wurzeln loderten sich, der Rupp war schon im Wasser, aber noch schrie er, schrie mit seiner Posaunenstimme, schrie bis ins Dorf hinein, ehe ihm ein Schwall den Mund schloß.

Leute sprangen herbei. Die Kinder wurden in das Bürgermeisterhaus getragen, bis zur Nase in Betten gesteckt, die eines hinter dem andern an der Wand standen. Immer wieder küßte die Mutter ihre Albine, aber fast ärger trieb sie es mit dem kleinen Helden und Retter. Sie packte ihm eine Federdecke mehr hochauf und stopfte ihm so viele Heißwasserkrufen in den Rücken, daß der Rupp kaum liegen konnte. „Ich werd's Dir nie vergessen, im ganzen Leben nicht. Denk daran!“ Um was immer Du einmal kommst, es wird Dir kein Bein gefest werden!“

Der Bürgermeister, der schon längst ein Auge auf das stramme Menschlein geworfen, sagte am Abend in der Schlafstube, in die man von nebenan das Sägen des Schnarchens im Doppeltakt hörte: „Hast viel verprochen. Auf ja und nein, find ein Schüppel Jahre um — mir soll's recht sein — aber ist er nicht doch so ein Kuckuck, der halt in ein fremdes Nest gefallen ist?“

„Bist still!“ fuhr sie mit einem herzensgroßen Atemschöpfer auf. „Wie ein Stern ist er vom Himmel g'fallen, gerad, daß für uns zwei nicht Nacht werden soll!“

Aurelie und das Nilpferd

„Aurelie, wer wird denn ein Nilpferd füttern?“

„Ich tu's! Warum nicht?“

Ich hörte Frage und Antwort hinter mir, als ich an dem Bassin der Nilpferde stand. Ob Kinder sprachen? Die Stimmen klangen hell und kindlich. Ich lehnte mich um und sah — zwei alte, schon etwas gebückte Damen. Besondere die kleinere, die so hübsch verkauft Aurelie hieß, schien aus einem hundertjährigen Roman zu kommen und von den Mächten der Neuzeit unberührt in einem stillen Winkel liegen geliebten zu sein. Ihre Kleidung war trotz der Sommerhitze kompliziert und plünderig; sie mochte ein wenig den feinen Moderdust, der den Schranken der Grokeltern entsteigt, an sich tragen. Aber die wasserblauen Augen in dem zerfünfterten Gesichtchen hatten eine stille, humorige Kraft. In dem alten Mädchen war noch ein fester Wille überzeitlicher Gebrechlichkeit.

Aurelie wollte also ein Nilpferd füttern. Ihre Schwefter enifernte sich mit einem kurzen Hohlnachen, um die Rebe durch Brot und Zucker zu erfreuen. Vielleicht ging sie auch zu den Affen. Daran war gewiß nichts Selbstames.

Ich hielt es natürlich noch für einen Scherz. Ich hielt neben Aurelie, die mit stiller Entschlossenheit wartend neben dem Bassin stand. Ihre wasserblauen Augen suchten noch außerhalb — ich erriet sie — nirgends stand angeschrieben: „Füttern verboten“. Nilpferde mußten einen guten Magen haben.

Das kleinere schlief im Hintergrunde auf dem Trocknen und rührte sich nicht, das größere befand sich im Bassin. Aurelie sah friedlich auf die Wasserfläche. „Es muß ja wieder auftauchen“, sagte sie leise vor sich hin. Es war ungeschick, als ob sie von einer kleinen Nichte, die schwimmen gegangen, spräche. Ich hatte noch nie so das unheimliche Gefühl von dem verborgenen Koloß unter der harmlosen Wasserfläche gehabt. Unten schwamm das Ungeheuer. Einmal zeigte sich schwarz glänzend sein steiger Rücken. „Noch nicht“, flüsterte Aurelie.

Da, plötzlich — dicht vor uns hob sich der Kopf des Hippopotamus. Ich wich ein wenig zurück — der Anblick war zu überraschend. Das ungeheure Maul tat sich auf — es erinnerte in seinen Feuerfarben, der ganzen Skala in Rot, mit seinen rissigen Zahnfelsen, zwischen denen die phantastisch große Zunge lag, an einen Rubens'schen Höllewagen. Sinder zu verschlucken, harrie dieses Zabeltier. An die kleinen Glogaugen konnte man jetzt nicht denken. Die drohten kaum. Aber das Maul! ...

„Es hat mich gewittert“, sagte Aurelie freundlich zu mir. Dann — ich täuschte mich nicht — öffnete sie ihren seidnen Pompadour und zog zierlich mit Daumen und Zeigefinger eine Weißbrotschmitte hervor. Die warf sie in den roten Hölleenschlund. Dann aber wurde ihr gutes Gesichtchen traurig und erschrocken. Sie hatte nämlich zu kurz gestift. Die Schmitte waren ganz vorn, zwischen den beiden Zahnfelsen, liegen geblieben. Der Hippopotamus konnte sie mit seiner ungeschickten Zunge nicht erreichen. Er bemühte sich mehrmals, schluckte, prustete — vergebens. „Oh, wie rührend“, sagte Aurelie. „Du Armes!“ Sie sprach wie mit einem Schöpfungsdämon. Dann aber — das war das Unvergeßliche, das die Augen sich selbst nicht glauben — dann half sie ihm! Sie beugte sich über die Eisenstange, sie griff mit ihrem dünnen, alten Arm immer weiter hinaus — und plötzlich befand sich ihre Hand in dem faubernden Zwirngandhuch zwischen den beiden Zahnfelsen. Ein fester Griff — sie nahm mit Daumen und Zeigefinger die Schmitte nochmals und legte sie weiter zurück auf die gewaltige Zunge. Dann brachte sie ruhig ihren Arm wieder in Sicherheit. Nun erst klappete Hippopotamus den Höllewagen zu, glökte zufrieden und tauchte unter.

Rätsel

Illustriertes Kreuz-Wort-Rätsel



Die in die waagerechten und senkrechten Felder-Reihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silben-Rätsel

Aus den 73 Silben:
a al an ba ba bad che chol cil da dau de der det e e en er es es hai heu horst kan kar ket kraj land las lev li li lot ma me me ne ni no not pferd pins po ra ral re rie ro sau scharn schlag ser si tät te te ten ter ti ti tri tros tur u u ve ver wa zenz sind 25 Wörter zusammenzustellen, die folgende Bedeutung haben: 1. Sturmvogel. 2. Russische Landschaft. 3. Westfälische Gebirgslandschaft. 4. Fakultätsvorstand. 5. Spanischer Tanz. 6. Studentenverzeichnis. 7. Wetterglas. 8. Glücksspiel. 9. Hochschule für Wissenschaften. 10. Höhere Schulklasse. 11. Männlicher Personenname. 12. Tanzschuhe. 13. Zurückhaltendes Benehmen. 14. Englischer Va-

SCHACH

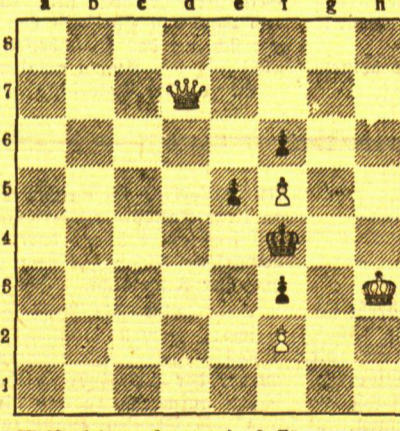
Partie Nr. 290. — Philidorverteidigung.

In der folgenden Partie aus dem Kampf um die Mainzer Bezirksmeisterschaft nutzte der Schwarze auf lehrreiche Art eine halboffene Turmlinie aus.

Weiß: Schifferdecker. Schwarz: Geiß.
1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sg8—c6
3. Lf1—c4 d7—d6
4. h2—h3 Lf8—e7
5. d2—d3 ...
Weiß spielt sehr vorsichtig, so vorsichtig, daß das Gesetz des Handelns bald von Schwarz diktiert wird.
5. ... Sg8—f6
6. Sb1—c3 0—0
7. Lc1—e3 Sc6—a5
8. Lc4—b3 Sa5×b3
9. a2×b3 a7—a6
10. Sc3—e2 Sf6—d7
11. Se2—g3 Sd7—b8
Ein merkwürdiger Springertanz. Er bewährt sich aber.
12. Dd1—d2 f7—f5
Die offene f-Linie ist für Schwarz eine vielversprechende Angriffschance.
13. Sg3×f5 Lc8×f5
14. e4×f5 Tf8×f5
15. 0—0 Sg8—c6
16. Dd2—e2 Dd8—d7
Die Dame zielt schon jetzt nach h8.
17. Le3—d2 Ta8—f8
18. Tf1—e1 ...

GELEITEN VON SCHACHMEISTER K. HELLING

Aufgabe Nr. 290. — Dr. Mazel.



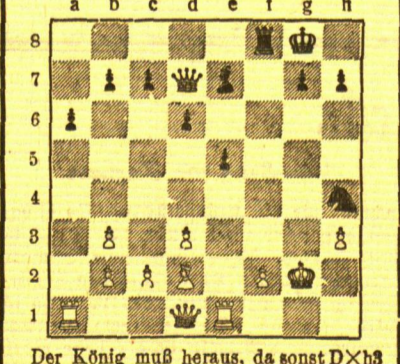
Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 289.
Locock. Matt in 3 Zügen. Weiß: Ka8, Tc2, Lb6, Lb1, Bc7, d6 (6). Schwarz: Kc8, Dd8, Td7, Ba5, d5, d7, f7 (7).
1. Tc2—e2 (droht Ld3 nebst La6 matt) Td7—e4 (e3) 2. Lb1—d3 nebst 3. Ld3—a6 matt oder Tc2×e8 matt; 1. ... Dc8—d8 2. e7×d8 D matt.

Weiß kann jetzt auf elegante Art den Punkt f8 erobern.

ESSEN

Der König muß heraus, da sonst D×h3 oder T×f2 bald zum Matt führen würde.



Nach K×h4 käme Dh3+ nebst Df5+ und Th3 matt.
23. ... Sg4×f3
24. Kg3×f3 Dd7×h3+
25. Kf3—e2 Dh3—g4+
26. Ke2—f1 Dg4—f3
27. Ta1—a4 h7—h5
und Schwarz gewinnt mühelos durch den Weitermarsch des h-Bauern.

Auflösungen der Rätsel aus der letzten Sonntagsbeilage

Auflösung des Illustrierten Kreuz-Wort-Rätsels
Waagrecht: Roller Auto Rebe Giebel Senkrecht: Hose Fliege Kragen Tuer. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Auflösung des Bilder-Rätsels
Die Geduld ist der Schlüssel zum Erfolg.

Auflösung des Gleichklangs
1. Diele. 2. Eiche. 3. Rolle. 4. Rute 5. Ende. 6. Iris. 7. Stifte. 8. Eck 9. Kiel. 10. Ohm. 11. Fichte. 12. Flegel. 13. Essen. 14. Reif.
= Der Reisekoffer. =

Auflösung des Kopf-Wechsel-Rätsels
Socle Inhalt Cent Held Enge Laie Uran Nessel Dreier Sicht Eller Narde Sang Eleve.
= Sichel und Sense. =

Tod in Tschachar

Dr. Müller berichtet über die Ermordung von Gareth Jones

Letzter Brief

Peking, 21. August.

Was als Abenteuer in Tschachar begann und was bestimmt schien, schließlich als solches — noch in diesem Monat August — am dreißigsten Geburtstag des einen und am fünfzigsten Geburtstag des andern wiedererzählt und gefeiert zu werden, hat für den einen von uns mit dem Tode endet: Gareth Jones ist nicht mehr.

Deute Nachmittag kurz vor vier brachte der Zug aus Kalgan seine Leiche. Mit den chinesischen Frachtfahrern — blau und weiß — war der Wagen, der den Sarg enthielt, geschnitten und überwiegend chinesisch war auch die Frachtkarte, die ihn empfing. Alle Behörden der Zentralregierung, soweit in Peking vertreten, und die der Provinzialregierung von Tschachar hatten einen oder mehrere ihrer höheren Beamten entsandt. Auch die chinesische Presse war gut vertreten. — Eine halbe Stunde später schritt ich durch den schönen Garten der britischen Botschaft, vorbei an der offenen Halle, die so herrlich sich für Feiern im Freien darbot und die leer da stand, vorbei an Tennisplätzen, wo langbeinige, schöne Mädchen mit den jüngeren Herren der Botschaft spielten, und stand dann vor der Leichenkammer. Auch neben ihr ist ein Tennisplatz. Für Tommy Atkins, Sichtlich weht es von der Leichenkammer her. Dort steht eine kleine Gruppe von Konsulatsbeamten, Ärzten und Lazaretthelfern. Der alte Dr. Aplanat rät mir, eine Zigarette anzuzünden und läßt sich von mir eine unter seinen weichen Schnurrbart stecken, da seine Hände von Gummi umhüllt sind, von nicht ganz sauberem Gummi.

Und dann sehe ich vor dem offenen Sarg

Gummihandschuhe Hände kraben die Holzkiste beiseite und ich sehe . . . genau. Auch diese schweren Minuten gehen vorüber und wie ich wieder dem Generalkonsul gegenüberstehe, kann ich mit autem Bewußtsein das beschworene Protokoll unterschreiben. Das ist, was ich sah, die Leiche von Gareth Jones war. Erkenntlich an dem dichten dunklen Haar, das die Brunn bedeckte.

Während ich noch mit dem Generalkonsul und Dr. Aplanat auf dem Sarg stand, rollt das Koffertauto mit dem Sarg zum japanischen Friedhof hinaus. Dort ist der einzige kleine Verbrennungsofen Pekings. Er ist sehr klein. Aber der alte erfahrene Pearson hat einen Zimmermann mit einer starken Art mitgenommen. Für den Fall, daß sich der Sarg als zu groß erweisen sollte.

Warum mußte Gareth Jones sterben? Noch über seinen Tod hinaus haben wir alle, die wir an seiner Bekämpfung arbeiteten, mit dieser Bekämpfung als etwas absolut Sicherem gerechnet. Es war uns nie eine Frage, ob Gareth Jones freikommen würde, die einzige Frage für uns, wann er freikommen würde. Die chinesischen Behörden sind dessen so sicher gewesen, wie wir, und die japanischen Beamten lachten bei der Idee, daß sein Leben gefährdet sein könnte. Und dann kommt ein Salzfahrgewagen von den Straßen nach Kalgan und die Reste des einstigen mongolischen Binnenmeeres sind nach Kalgan und sein Führer erzählt am Morgen des 16. August in der Stadt herum, er habe auf seinem Wege einen Gendarmen aus Kanton getroffen, der ihm eine merkwürdige Geschichte erzählt habe. Er, der Gendarm Ni Hien-shen, habe beim Orte Mao-lung-miao die Leiche eines Europäers gesehen, die von drei Schäffern durchbohrt sei. Das sei am Nachmittag des 12. gewesen.

Die Nachricht kommt zu Ohren von Hauptmann Millar, der von der britischen Botschaft schon am 30. Juli nach Kalgan geschickt worden ist und der seitdem täglich, fast stündlich den chinesischen Behörden auf dem Weib gelegen hat, um sie zur Eile bei der von ihnen unternommenen Rettungsaktion anzuhalten. Millar geht zu den Behörden und hört, sie wußten von nichts. Er selber kann es nicht glauben, daß das Gerücht wahr ist, aber er telephoniert es an die britische Botschaft nach Peking. Inzwischen ist es auch dem Vertreter der französischen Savas-Agentur zu Ohren gekommen und geht als Tatsache vom Tode Gareth Jones' in die Welt. Am Nachmittag um zwei Uhr höre ich es. Drei Stunden später sitze ich auf der Bahn und fahre nach Kalgan. Nach Mitternacht komme ich an und werde von Millar empfangen. Er hat noch keine Bestätigung erhalten und die Behörden verbieten ihm und mir, die Stadt zu verlassen und zu persönlichen Nachforschungen nach Paohang zu fahren. Am nächsten Tag sollen wir Nachricht erhalten.

Der nächste Tag ist ein Sonnabend, der 17. August. Wir warten einen langen Vormittag und rufen immer wieder das Namen der Provinzialregierung an: noch keine Nachricht erhalten. Dann ruft der japanische Konsul einen englischen Journalisten an, der aus Dairen nach Kalgan gekommen ist und der gute Beziehungen zu den Japanern hat, und sagt ihm, die Nachricht vom Tode von Gareth Jones sei bestätigt. Bald darauf kommen auch zwei junge Beamte der Provinzialregierung und bringen Millar die Nachricht. Ich werde hinzugerufen und höre ihren Bericht. Vor Tages sei schon ein Telegramm aus Paohang gekommen, aber da der Sektionschef, an den es adressiert war, verreist gewesen, so hätte es eben bis jetzt ungeöffnet gelegen. Und dieses ist

der Bericht

den sie uns gaben: Am 13. August erhielt ein Abteilungscommandeur der Bao-antui (Gendarmen) den Bericht eines Untergebenen, der von einem Hirten erfahren hatte, daß Banditen in der Nähe eines Ortes Ts'ao-chiefang-ke einen von ihnen gefangen gehaltenen Europäer getötet hätten. Der Abteilungscommandeur entsandte sofort eine Streife zur Aufklärung. Da etwa 45 Kilometer zwischen den beiden Orten liegen, hat es eine Weile gedauert, bis die Gendarmen am Ziel ankamen. Sie fanden Banditen noch in der Nähe und verfolgten sie ein paar Kilometer weiter bis zu einem Drie-Lang-miao. Sie kamen mit ihnen ins Gefecht, töteten fünf und nahmen einen sechsten, der schwer verwundet war, gefangen. Und dieser Gefangene erzählte, seine Wunde sei in den letzten Tagen stets auf der Flucht gewesen. Sie hätten kaum Zeit gehabt abzuhäuten, zu kochen und zu essen. Ihr Gefangener sei schließlich von den Strapazen und von Hunger so erschöpft gewesen, daß er

sich nach einer Rast geweigert habe, wieder aufzusitzen. So hätten sie ihn eben erschießen müssen, um in ihren Bewegungen nicht von ihm behindert zu sein. Die Gendarmen suchten die Umgebung ab und fanden die Leiche in den Bergen. Sie brachten sie nach Paohang. Dort erkannte der Gendarmmeriewachtmeister Chana Yun-shi, der mich herangeholt hatte, den Toten als Gareth Jones. Ein chinesischer Sarg nahm die Leiche auf. Das dürfte am 15. August gewesen sein und vom selben Tag datiert wohl auch das Telegramm an die Behörden in Kalgan, das bis zum 17. ungeöffnet liegen blieb.

Vieles ist noch unklar.

Nicht einmal der Ort ist mit Sicherheit bekannt, an dem mein unglücklicher Reisegefährte seinen Tod fand. Aber es gibt keine Karte jener Gegend, auf der auch nur einer der genannten Orte verzeichnet ist, und so ist es schließlich gleichgültig, welcher es ist. Jedenfalls muß es ein Ort südlich oder südöstlich von Paohang sein, nach den einen 35, nach anderen 40 oder gar 50 Kilometer von der Kreisstadt entfernt. Und warum haben sie Gareth

Jones erschossen? Warum haben sie ihn nicht einfach zurückgelassen, während sie ihre Flucht fortsetzten? Haupt Millar erreichte schließlich mit vieler Mühe von den Behörden in Kalgan, daß er selber unter starker bewaffneter Bedeckung nach Paohang gehen durfte. Mich mitnehmen zu dürfen, wurde ihm abgelehnt. Am Sonntag, dem 18. August, verließ er Kalgan und kam am selben Nachmittag in Paohang an. Am Dienstag fuhr er nach Kalgan zurück und brachte die Leiche mit sich, die er am nächsten Tage dann nach Peking begleitete. Er hat nicht viel mehr feststellen können, als was wir schon wußten. Der Hirte wußte auch nicht mehr auszusagen, als daß eines Tages, als er sein Vieh weidete — es mag der erste oder zwölfte gewesen sein —, 60 oder 70 Reiter herangeritten kamen und ein paar hundert Meter von ihm entfernt anhielten und abharrten. Dann hörte er drei Schüsse und sah die Reiter wieder aufstehen und sich entfernen. Als der Hirte seine Angst soweit überwunden hatte, um dorthin zu gehen, fand er die Leiche eines Europäers. Drei Schüsse hatten ihn getötet, einer in den Nacken, zwei in die Brust. Gegen Abend

Spionin vor dem Bremer Militärgericht

Sie ist jung, blond und schön — Zwei französische Seeoffiziere mitangeklagt

Paris, 14. September.

Das Marinekriegsgericht in Brest ist zusammengetreten. Unter der Anlage des Hochverrats steht die Schweizerin Lybia Oswald, die angeblich Spionage zugunsten Deutschlands betrieben haben soll. Mitangeklagt sind zwei mit der Oswald befreundete französische Seeoffiziere, Leutnant Graf de Forceville und Leutnant Guignard. Der Gerichtssaal war bei der Eröffnung der Verhandlung überfüllt. Auf Ersuchen des Regierungskommissars wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Eine banale Spionageangelegenheit? Der Anfang der Geschichte steht danach aus. Lybia Oswald taucht plötzlich im Kriegshafen Brest auf. Sie hat internationalen Antritt, ist jung, blond und schön und scheint sich besonders für Marineoffiziere zu interessieren. Schon im Zuge hatte sie einen kennen gelernt: den Schiffsleutnant Guignard. Er fuhr von Paris nach Brest, um seinen Dienst auf dem Minenleger „Emile-Berlin“ anzutreten, der bald nach den Antillen in See gehen sollte. Der verheiratete dreißigjährige Guignard scheint ziemlich intim mit der Oswald geworden zu sein. Er lud sie auf sein Schiff ein und stellte sie verschiedenen Kameraden vor.

Einer von ihnen, der 29jährige Schiffsleutnant Graf de Forceville, eroberte sich in der Folge die Gunst der schönen Lybia. Aus dem flirt wurde, und das ist das Besondere an der Sache, eine tiefe Liebe. Der junge Graf setzte sich in den Kopf, die Fremde zu heiraten. Er führte sie in die Bremer Gesellschaft ein, und beide wurden allmählich als fröhliches Ehepaar angesehen. Im letzten Frühjahr erklärte Lybia ihrem Bräutigam, daß sie vor der Hochzeit noch in der Schweiz zwei Schriften in Ordnung bringen lassen müsse. Man ging zusammen in aller Morgenfrühe auf den Bahnhof, und dort erlebten die beiden die unangenehme Überraschung, daß sie wegen Spionageverdachts verhaftet wurden.

Die Sicherheitspolizei hatte die Spur der Lybia Oswald von Paris aus verfolgt und in Brest einen Ueberwachungsdiens organisiert. Sie hatte Grund zur Annahme, daß die Oswald für eine ausländische Spionage arbeite. Sie kam hinter einen Briefwechsel und entdeckte die Originale zweier verdächtiger Telegramme. Und in Lybias Koffer fand sie nach der Verhaftung einen „Fragebogen in deutscher Sprache“, der nur von Fachleuten aufgestellt sein konnte.

Nach anfänglichem Zögern scheint Lybia Oswald schließlich gestanden zu haben, daß sie mit der Absicht nach Brest gekommen war, Spionage zu treiben, und daß sie von ihren Auftraggebern monatlich tausend französische Francs erhielt. Aber sie versicherte, daß sie die Absicht nicht durchführte, weil ihr die Liebe zu Forceville das unmöglich gemacht habe. Sie habe über ganz belanglose Dinge berichtet, um die Einnahmequelle bis zur Heirat nicht zum Verliegen zu bringen. Die Aussagen, die die Mitangeklagten Guignard und Forceville sowie andere Marineoffiziere während der Unternehmung machten, scheinen die Richtigkeit dieser Behauptung zu bestätigen. Wie habe die Oswald verdächtige Fragen gestellt, und es sei ausgeschlossen, daß sie etwas Interessantes berichten konnte. Sie sei wohl zusammen mit andern Zivilisten, Damen und Herren, zu Diners auf Kriegsschiffen eingeladen gewesen. Aber bei solchen Besuchen könnten keine Geheimnisse ausprobiert werden. Unbefristet ist lediglich, daß die Oswald Dpi um zur Verfügung hatte. Auch bei ihrem Liebhaber Forceville wurden geringe Mengen gefunden.

Das Kriegsgericht von Brest wird nun festzustellen haben, ob Lybia Oswald bloß eine abgefeimte Lügnerin ist, oder ob sie wirklich durch die Liebe vom Spionagehandwerk abgebracht wurde. Davon wird auch die Beurteilung des Falles der beiden Leutnants abhängen.

Eine Französin wollte nach Mekka wallfahren

Die Abenteuer einer extravaganten Frau — Schönheits-salon, Pilgerschiff, Harem und Gefängnis

Film und Wirklichkeitsromane haben die Gestalt des „Scheich“ mit einem falschen Glorionschein der Romantik umkleidet, und Margua Clerville aus Bayonne in Südfrankreich ist nicht die erste weiße Frau, die den Kopf voll Unklarheiten über Liebesleben der Wüste, nach Nordafrika kam und dort irgendeinem braunhäutigen Hochkapler zum Opfer fiel. Aber keine andere weiße Frau mußte ihren Gang zur Romantik so bitter küssen wie Margua Clerville.

Die junge Margua, Tochter wohlhabender Eltern, sehnte sich seit langem, die Einbildung des gutbürgerlichen Daseins in einer kleinen Provinzstadt mit der Weite der Welt zu vertauschen, und als Graf d'Andurain, der mit vielen militärischen Auszeichnungen aus Marokko zurückgekehrt war, um ihre Hand anbot, beillte sie sich, dem an Jahren schlecht zu ihr passenden Bewerber ihr Jawort zu geben. Bald hatte sie ihren Gatten dazu gebracht, mit ihr eine Reise nach Nordafrika anzutreten. In Ägypten glaubte sie das Land ihrer Träume entdeckt zu haben. Das buntbewagte Leben des Bazarviertels von Kairo bezauberte sie. Sie machte die Bekanntschaft einiger Araber und gab das Geld mit vollen Händen aus. Nach einigen Monaten sah der Graf seine Geldmittel bedrohlich schwinden. Nichts war für die junge Ehefrau schrecklicher als der Gedanke, in das langweilige Bayonne zurückkehren zu müssen. So überredete sie ihren Gatten, einen kosmetischen Salon in Kairo einzurichten zu dürfen, und der Graf begründete den Entschluß seiner Frau, ihr verschwenderisches und maßloses Leben aufzugeben. Die Gründung des Schönheits-salons war ein voller Erfolg. Aber noch größer war der berufliche Erfolg Marguas. Oft war sie in Gesellschaft junger britischer Offiziere auf dem Dachgarten von Shepherds, dem vornehmsten Hotel von Kairo, zu sehen. Aber dann begann man sich anzuzuscheln, daß diese anziehende junge Französin im Geheimen die Dienste ihres Vaterlandes stehe und die Engländer in ihren Gefallen. Das beharrliche Gerbere schädigte auch den Betrieb des Schönheits-salons. Doch Margua hatte ohnehin andere Pläne. Ihren Mann in Kairo zurücklassend, bestieg sie ein Schiff und fuhr nach Haifa in Palästina, wo sie niemand kannte. Schon am ersten Tag lernte sie einen britischen Regierungsbeamten kennen, der gerade vor einer Reise ins Innere des Landes stand. Tags darauf reiste sie in seiner Gesellschaft nach Damaskus. Nach kurzem Aufenthalt setzten sie ihre Reise nach der Dase Palmyra, wo die Franzosen eine Militärstation im Seren der Syrischen Wüste eingerichtet haben. Wiederum

wurde der Gang zur Romantik in der Französin übermächtig. Die alte Residenzstadt der sagenumwobenen Königin Zenobia bezauberte sie. Sie bat ihren Begleiter, seinen Aufenthalt zu verlängern, aber er weigerte sich. Sie kehrten zur Küste zurück und trennten sich. Margua kehrte zu ihrem Grafen nach Kairo zurück, dem der Schönheits-salon nur noch einen kümmerlichen Ertrag abwarf. So groß war ihre Macht über ihren Gatten, daß sie ihn überreden konnte, Kairo und das Geschäft im Stich zu lassen und mit ihr nach Palmyra zurückzukehren. In Beirut nahm ein französischer Oberst den Grafen d'Andurain beiseite und machte seinen früheren Kameraden vertraulich darauf aufmerksam, daß seine Frau wiederholt in Gesellschaft britischer Geheimagenten gesehen worden war. Der Graf verlangte von seiner Frau Aufklärung. Aber Margua zog sich wortlos in ihr Zimmer zurück — und verließ ihn.

Wieder im Besitz von Geldmitteln, reiste sie allein nach Palmyra und eröffnete dort mit dem praktischen Geschäftssinn der Französin ein „Hotel“. Der Gedanke war durchaus nicht so unsinnig, wie er sich auf den ersten Blick annehmen mag. Denn die Dase Palmyra ist ein wichtiger Knotenpunkt der Befestigungslinien nach Bagdad. Margua machte die Bekanntschaft mehrerer englischer Flieger, aber ihr erstes wirkliches Liebesabenteuer erlebte sie mit einem hübschen Araber, Sattam, dem Sohne Nouaf, des Scheichs des Haddidin-Stammes. Sattam wußte, daß die Behörden der jungen Frau ihr besonderes Augenmerk zuwenden und viele Kenntnis ließ ihm ein besonderes vorichtiges Verhalten ihr gegenüber angezeigt erscheinen. Etwa um diese Zeit keimte in der unternehmungslustigen Französin der mehr als verwegene Plan, nach Mekka und Medina zu wallfahrten.

Dr. Lahmanns
Laborium Weibers Hirsch
— DRESDEN —
PHYSIKALISCH-DIÄTETISCHE HEILANSTALT
6 Fachärzte / Modernste Kurmittel
Golf / Tennis / Schwimmbad

Kamen bestellte Gendarmen, die sie gegen Abend suchten, um wieder in Verbindung mit den Banditen zu kommen und die abgebrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Und das ist alles. Als Gareth Jones und ich uns trennten — am 30. Juli —, waren wir an einem Punkt einige zwanzig Kilometer nördlich von Paohang. In dieser Gegend waren die Banditen auch noch, als am 1. August der brave Wachtmeister Chang Yun-shi zum zweiten Mal in ihr Lager ging, um über die Freilassung von Gareth Jones zu verhandeln. Nach dem, was wir wissen, hatte man sich

bereits über Lösegeld und Auslieferung geeinigt.

als Bewegungen der Gendarmerie des Nachbar-Freies Kuchian, die von den geführten Verhandlungen nicht unterrichtet worden waren, die Banditen erschreckten und zur Flucht in einem weit südlich und hülflich führenden Bogen veranlaßten. Sie passierten die Straße zwischen Kuchian und Kalgan und kamen am 5. August in ein Gebiet, das von den Japanern als zur Mandschu-Provinz Jehol gehörig bezeichnet wird. Ein oder zwei Tage später müssen sie diese Gegend wieder verlassen haben und in unbekanntem Gebiet zurückgewandert sein. Am 8. August wurden sie in drei Gruppen mit zusammen etwa hundert Mann südlich von Kuchian gesehen. Ihr Gefangener war noch bei ihnen. Von dort müssen sie wieder westlich gezogen sein, um in das Gebiet zu kommen, wo Gareth Jones dann seinen Tod fand, am 11. oder 12. August. Friede seiner Asche.

Sie bestürmte Scheich Sattam immer wieder, sie zu heiraten und sie in die berühmte, Europäern streng verschlossene Stadt der Kaaba mitzunehmen. Aber Sattam wollte es nicht mit den Franzosen tun bekommen und machte Margua, um sie loszuwerden, mit einem Mann seines Gefolges, namens Ben Soleiman, bekannt, den er ihr gegenüber als den Sekretär des Scheichs des Sba-Stammes ausgab. Margua erklärte sich, ohne lange zu überlegen, Soleiman unter der Bedingung zu heiraten, daß er sie nach Mekka geleite und ihr dort die heiligen Stätten des Islams zeige. Soleiman scheute vor dem Gedanken zurück. Aber Margua blieb entschlossen. Sie bot ihm schließlich hundert ägyptische Pfund dafür an, daß er sie zur Frau nehme, und diese Summe verheißte auf Soleiman, der in Wirklichkeit ein gewöhnlicher Kameltreiber war, ihre Werbung nicht. Die Trauung fand statt. Das war am 23. März 1934. Der großen Pilgerfahrt nach Mekka sollten nichts mehr in Wege zu stehen . . .

Die Einschiffung in Suez war die erste Enttäuschung für die abenteuerliche Französin. Auf dem Pilgerschiff gab es keine Passagierkabinen und Margua mußte Tag und Nacht auf dem Frauendeck hocken und mit ihren boot zusammengekauerten Reisegefährtinnen aus gemeinsamer Schüssel essen. Nichtsdestoweniger fand die junge Frau während der Ueberfahrt Zeit, sich an Bord mit einem reichen Indu anzurenden, und als das Schiff in Schidda einlief, merkte Soleiman, daß er sich in Gefahr befand, seine weiße Frau zu verlieren. Während die Passagiere des Pilgerschiffes in Baracken zusammengepackt wurden und gegen die Peinlichkeit, Blättern und ein Duzend anderer Krankheiten geimpft wurden, legte sich Margua arabischer Gatte seinen Plan zurecht. Er erfuhr, daß es in Schidda eine Art von offiziellem Harem gab, wo fromme Pilger ihre Frauen zurücklassen konnten, während sie selbst nach Mekka weiterreisten, um den heiligen schwarzen Stein der Kaaba zu küssen. So wurde Margua unter irgendeinem Vorwand in ein sonderbar angelegtes Gebäude gelockt, und als sie einen geräumigen Saal betreten hatte, in dem vierzehn Orientalinnen aßen und schliefen, wurde die Tür hinter ihr zugesperrt. Nachdem Ben Soleiman die beruhigende Versicherung erhalten hatte, daß die Insassen dieses sonderbaren Hotels von zwei Eunuchen und sechs Sklaven bewacht würden, setzte er, mit hundert Pfund in der Tasche, seine fromme Pilgerfahrt fort. Margua tobte und schrie. Sie warf die ihr angebotenen Speisen ihren Wächtern vor die Füße. Aber dann zermürbte sie der Hunger. Sie verfiel in einen hysterischen Wehrampf. Dann kam die Langeweile, eine grauenvolle Langeweile. Und eines Tages fing sie abwechslungslos mit einer hübschen Araberin aus dem Neb neben Streit an, in dessen Verlauf sie ihrer Gegerin einen Fingerhügel brach. Bald wußte ganz Schidda von der weißen Wildschke im offiziellen Frauenhaus. Auch der französische Konsul Maret erfuhr von der Sache und er bestand auf der sofortigen Freilassung seiner Landsmännin. Margua besuchte ihn, um sich zu bedanken und entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß Monsieur Maret einen zwanzigjährigen Sohn von einnehmendem Aussehen hatte. Sie begann einen flirt mit dem jungen Mann und bald durchwanderte sie mit ihm die Palare von Schidda.

Witterweise kehrte Ben Soleiman aus Mekka zurück und fragte nach seiner Frau. Als er ihren Aufenthalt ermittelt hatte und seine Gattenrechte geltend machte, wurde er von ihr mit einem Schlag ins Gesicht begrüßt. Margua bemächtigte sich, wie im Frauenhaus verlorene Zeit so rasch als möglich einzuholen. In Souds arabischer Statthalter ließ Ben Soleiman zu sich rufen und bedeutete ihm, daß seine Frau öffentliches Aergernis erregte und forderte ihn auf, sich mehr um sie zu kümmern oder am besten mit ihr die Stadt zu verlassen.

Margua sah gerade spätends mit dem Sohn des französischen Konsuls in einem Kaffeehaus beisammen, als zwei arabische Soldaten aufstiegen. Sie verhafteten Margua. Der junge Mann protestierte, aber die Araber warnten ihn. Margua scheute unter dringlichem Verdacht. — Ihr Gatte, Ben Soleiman, war als Leiche aufgefunden worden — vergiftet. Margua wurde ins Polizeigefängnis gebracht, einem dumpfen Keller voll Schaben, Ameisen und Fliegen. Voller vierzehn Tage blieb die frühere Gräfin dort in furchtbarer Ungewissheit. Erst nach dieser Zeit erhielt sie den Besuch des französischen Konsuls. Er war außerstande, ihre Befreiung durchzusetzen. Aber er veranlaßte, ihr wenigstens die Benutzung einer Wäschschüssel und einer Matratze zu gestatten. Es war beschlossene Sache, daß Margua bis zum nächsten Besuch Königs Ibn Sauds in Schidda im Gefängnis bleiben sollte. Niemand anders sollte das Urteil über die Sattenmörderin sprechen. Endlich kam der Tag der Verhandlung. Zum Glück für Margua hatte der Herrscher keine Lust, sich in langwierige Untersuchungen einzulassen. Da ihre Schuld nicht erwiesen war, sprach er Margua Clerville frei. Margua wurde an Bord eines Dampfers gebracht und fuhr nach Suez, von wo aus sie nach der Dase Palmyra reisen wollte. Aber die französischen Behörden verweigerten ihr die Landungs-erlaubnis und sie mußte einen Dampfer besteigen, der sie zurück nach Frankreich brachte.

Im Reich des Löwen von Juda

Zwischen Abessinien und Gallas / Kreuz und quer durch das Land des Negus • Von Karl Fischer

Siebente Fortsetzung*)

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß in Abessinien außer dem Christentum und dem Islam Tausende von heidnischen Kulturen vertreten sind. Von Mitarbeitern des Afrikaforschers Frobenius wurden z. B. Reste eines Phalluskultes entdeckt, dessen Ursprung unklar ist. Vielleicht ist auf diesen Kult die schreckliche Sitte der Gallasvölker, die an anderer Stelle beschrieben wurde, zurückzuführen. Diese heidnischen Völker kümmern sich um die Landesreligion natürlich nicht, und es ist auch noch nicht vorgekommen, daß ein Danaftl oder ein Gallas deswegen bestraft worden wäre. Die missionarische Betätigung der Abessiner ist übrigens praktisch nicht vorhanden, wohl aber die anderer Länder.

Am Tanasee

Der Tanasee führt seit drei Jahrzehnten in der europäischen Politik und Diplomatie eine gespensterhafte Rolle. Fährt jemand ohne offen ersichtlichen Grund nach Abessinien, so fragen ihn die „Eingeweihten“ mit tödlicher Sicherheit: „Na, und wie wird es mit dem Tanasee?“ Kein Abstreiten hilft in einem solchen Fall, man wird einfach entwaflnet: „Nein, nein, mein Lieber. Wir können Sie nichts vormachen. Ich weiß Bescheid.“ In Wirklichkeit liegt der Tanasee heute noch so da, wie vor Jahrtausenden, und nur wenn der Sommer sehr heiß und unergiebig ist, sehen verzweifelte Journalisten eine britisch-ägyptische Ingenieurkommission sich am Tanasee zu schaffen machen.

Das europäische Interesse an dem See datiert seit dem Jahre 1903, in welchem Menelik mit dem Sudan und Ägypten feierlich abmachte, daß Abessinien nichts ohne Einverständnis der beiden Mächte, also Großbritannien, ändern werde, wobei man sich im übrigen fragen könnte, was die Abessiner, die keineswegs die besten Ingenieure der Welt sind, eigentlich am Tanasee hätten ändern können. Dieses Versprechen Abessiniens besteht also auch heute noch, und kein Abessinier rührt am Tanasee, obwohl dessen mögliche Bedeutung von den Abessinern schon lange vor den Briten bemerkt worden war. Aber auch der Sudan und Ägypten haben, von kleineren Vermessungen abgesehen, den Tanasee so gelassen, wie Gott ihn geschaffen hat, und nur wenn die Situation in Abessinien einmal kritisch wird, tritt der Tanasee sozusagen diplomatisch über seine Ufer.

Der See ist etwa doppelt so groß wie der Bodensee. Er liegt außerordentlich schön und ist von Bergen umgeben, die in einiger Entfernung vom See bis über 2000 Meter ansteigen. Seine mögliche Bedeutung liegt darin, daß er das Anfangsbeden des Blauen Nils ist — der weiße Nil entspringt

*) Siehe „M. D.“ Nr. 209, 210, 211, 212, 213, 215, 216.

im Ukerewe-See (Victoria Nyanza) — und für die Bewässerung des mittelwestlichen Äthiopiens und des ägyptischen Sudans von unerhörter Wichtigkeit ist. Gelingt es, den See zu entwässern und einen Staudamm an Stelle des Sees zu errichten, könnten die Baumwollkulturen in Äthiopien und im Sudan vielfach werden. Der See ist nur etwa 150 Kilometer vom Sudan entfernt und verhältnismäßig leicht zu erreichen (außer in der Regenzeit). Der blaue Nil ist in seinem äthiopischen Lauf etwa 900 bis 1000 Kilometer lang und bewässert mit seinen zahlreichen Nebenflüssen ein entsprechendes Gebiet.

In der Nähe des Nordufers wohnen die Galaschas und unmittelbar am Ufer die Woitos, ein nomadischer Jägerstamm, Mohammedaner, die kaum weniger lange als die eigentlichen Abessiner im Lande sitzen, vielleicht sogar noch länger. Mit den Abessinern und den anderen äthiopischen Stämmen haben die Woitos, die übrigens ihre Hütten viereckig bauen und nicht rund, wie fast alle Äthiopiener, nichts gemein, und sie vergrößern also nur das bunte Völkergemisch ungewisser Herkunft, das das äthiopische Reich überdeckt.

Was nun den Tanasee anbelangt, so ist auch den Eingeborenen die Bedeutung des Sees wohl bekannt, was für die Intelligenz der Stämme um den See spricht.

Das berühmte Tana-Problem besteht darin, daß das mittlere Nordabessinien und der ganze Blaue Nil bis zu seinem Einfluß in den eigentlichen Nil durch die Stauung des Wassers in dem See viel weniger bewässert wird, als es unbedingt notwendig wäre. Daß die Eingeborenen noch nicht versucht haben, das Problem zu lösen, liegt selbstverständlich nur daran, daß ihnen die technischen Mittel fehlten. Von Abdis Abeba wurde ebenfalls nichts unternommen, da man auch hier, in der Zentrale des Reiches, nicht in der Lage ist, die erheblichen Bauten zur Umwandlung des Tana-Sees in ein großes Regulierbecken technisch durchzuführen. Man hätte natürlich den Auftrag an ausländische Firmen geben können und, wie bekannt, war ja auch schon häufiger die Rede davon. Aber man hatte bisher wohl nur dem energischen und klugen Menelik zugehört, daß er sich selbständig und ohne die intervenierenden Großmächte an den Tanasee heranzumachen könnte, denn nur mit ihm ist zunächst ein Vertrag abgeschlossen worden, in welchem Menelik sich verpflichtet, den Tanasee so zu lassen, wie er ist.

Für die Eingeborenen ist der See eine höchst unheimliche Angelegenheit, denn nach ihren Legenden soll ein gewaltiger Geist den See bewohnen. Nahegenau wird in den Legenden die Gestalt dieses Geistes beschrieben, die einen mandala an das Ungeheuer vom schottischen Loch Ness erinnern könnte, von der Größe natürlich abgesehen, denn der Geist des Tana-Sees ist selbstverständlich von gewaltigen Ausmaßen. Gesehen hat den Geist na-

türlich noch niemand, aber das ist nicht weiter seltsam, denn nach Geistesart erscheinen er und seine Kameraden erst des Nachts. Gehört haben ihn aber selbstverständlich schon alle Äthiopiener, die rings um den See wohnen. Dazu nahe darf man nicht an die Geister herankommen. Sie haben nämlich die unangenehme Gewohnheit, die Frauen des Nachts zu überfallen. Vielleicht ist auf diese Legende zurückzuführen, daß manche wichtige und vor allem alte Orte nicht am Seeufer liegen, sondern 10 oder 20 Kilometer entfernt.

Die Eingeborenen hoffen, daß einmal die Weißen, die „Frenge!“, kommen werden, um den Tana-See zu öffnen. Nach ihrem Glauben würde dann ein gewaltiges Tal entstehen, und man brauchte nur dieses Tal bis zum Ende zu durchwandern, um bis in die heilige Stadt Jerusalem zu gelangen. Das hört sich geographisch absurd an, in Wirklichkeit ist es aber gar nicht so unsinnig, denn die Eingeborenen meinen, daß das Tal sich dann den Blauen und nachher den Weißen Nil entlangziehen würde. Tatsächlich würde man ja auf diese Weise zum mindesten bis an das Mittelmeer gelangen. Geschiehe dies einmal, so sagt man, werde das Ende der Welt nahe sein. Das Ende der Welt schieben naturgemäß auch die Äthiopiener so lange hinaus, wie es irgend möglich ist, und deshalb haben sie trotz der wirtschaftlichen Aussichten, die ihnen die Regulierung des Tana-Sees bieten würde, doch Angst davor, daß die „Frenge!“ einmal Ernst machen und dem natürlichen Staubeden des Sees durch ein künstliches Konkurrenz machen könnten.

Bemerk sei, daß der Tana-See in der Provinz Amhara liegt, einem wilden Bergland, aus dem die äthiopische Umgangssprache, das Amharische stammt, das von der Nord- bis zur Süd-, und von der West- bis zur Ostgrenze gesprochen wird.

Europäer in Äthiopien

Die Zahl der Europäer in Äthiopien ist verhältnismäßig groß. Etwa 4000 Weiße gehen hier ihrem Broterwerb nach, der bei weitem größte Teil davon in der Hauptstadt Abdis Abeba. Europäische Farmer und andere Unternehmer sind auf dem Lande äußerst selten, und man kann von der Hauptstadt bis Entbraa wandern, ohne mehr als höchstens ein halbes Dutzend Weiße zu treffen. Nach dem Süden zu liegen die Dinge ähnlich, was sich unschwer daraus erklärt, daß das äthiopische Hochland, das sich von Norden nach Süden zieht, äußerst unwirtlich ist. Anders liegen die Verhältnisse an der Bahnstrecke von Djibuti nach Abdis Abeba, wo ja schon die Bahn annehmbare Transportmöglichkeiten bietet. Man muß bedenken, daß in der Regenzeit, also viele Monate im Sommer und Frühherbst, die sogenannten Landstrassen des Landes gänzlich unpassierbar sind für jeden Warentransport ungeeignet sind. Selbst die Lebensmittelzufuhr ist in dieser Zeit sehr knapp, und der schon



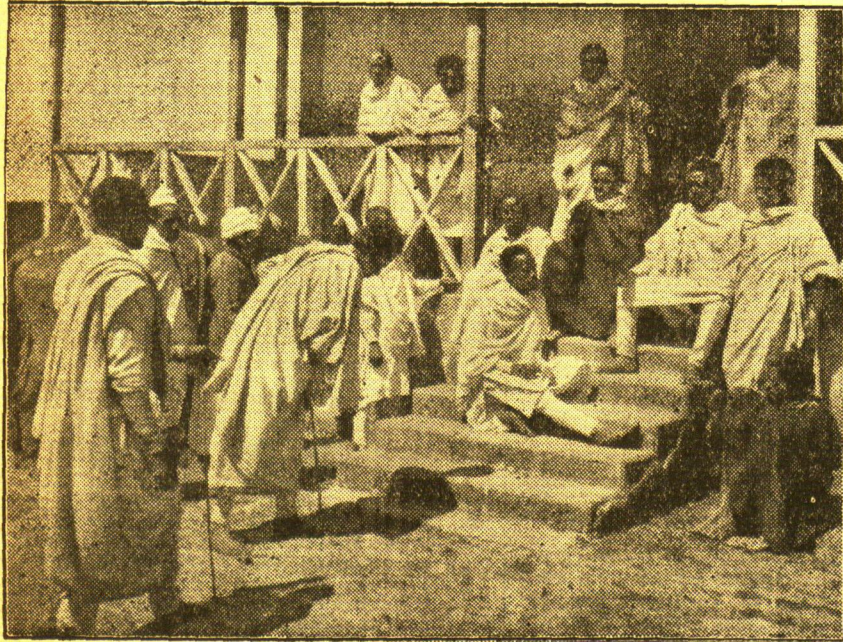
Musikant aus Abdis Abeba

einmal erwähnte Großfürst Alexander, der Abessinien vor mehreren Jahren besuchte, erzählt, daß es in der Regenzeit am Hof von Abdis Abeba fast zu jeder Mahlzeit nur ein einziges Hauptgericht gegeben habe — Fuhr. Das Fuhr ist überhaupt das Hauptnahrungsmittel des Abessiniers, denn es ist billig und bedarf keinerlei Wartung. Es ist so billig, daß man nicht einmal um es wettet, was viel belagen will.

Auf den größeren europäischen Farmen wie auch in den eingetragenen ansehnlichen Dörfern wird natürlich auch alles andere Vieh gehalten, wie zum Beispiel Schweine und Schafe und bei den Wohlhabenden auch Minder. Sehr verbreitet ist die Imkerei.

Als Transportmittel dient fast ausschließlich das Maultier, da es in dem bergigen Land besser zur Beförderung von Wagen und Menschen geeignet ist, als irgendein anderes Tier. Pferde sieht man verhältnismäßig selten, und ihre Zucht beschränkt sich im Grunde auf zwei den Gallas verwandte Stämme, die durch Verleihung ihrer Pferde zu Zuchtzwecken sehr gute Geschäfte machen.

(Wirb fortgesetzt.)

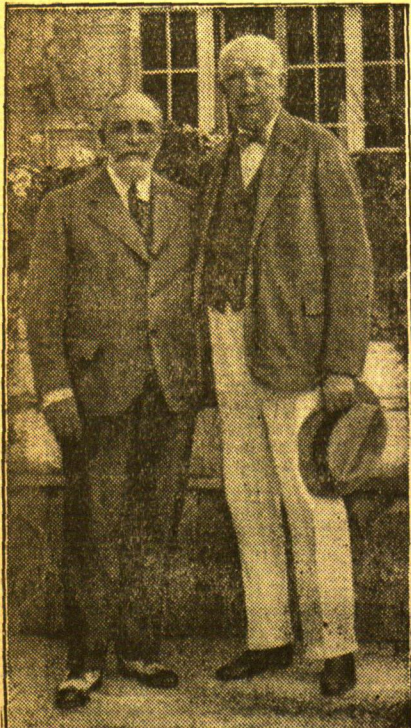


Links: Gerichts Sitzung in Abessinien

Das Gerichtsleben spielt in Abessinien eine bedeutende Rolle. Der Abessinier selbst ist sehr redelustig und nimmt gern die Gelegenheit wahr, um Mittelpunkt irgendeiner Gerichtsverhandlung zu sein. Man unterscheidet verschiedene Arten von Gerichten, ein sogenanntes Strafengericht, bei dem die Streitenden selbst einen Richter wählen, ein Schiedsgericht, bei dem ein Richter mitwirkt, ferner das Gericht im Justizministerium, bei dem die bedeutendsten Fälle entschieden werden, und schließlich das Blutgericht, bei dem der Kaiser selbst den Vorsitz führt. Unter Bild zeigt eine charakteristische Szene bei einer abessinischen Gerichtsverhandlung auf der Straße.

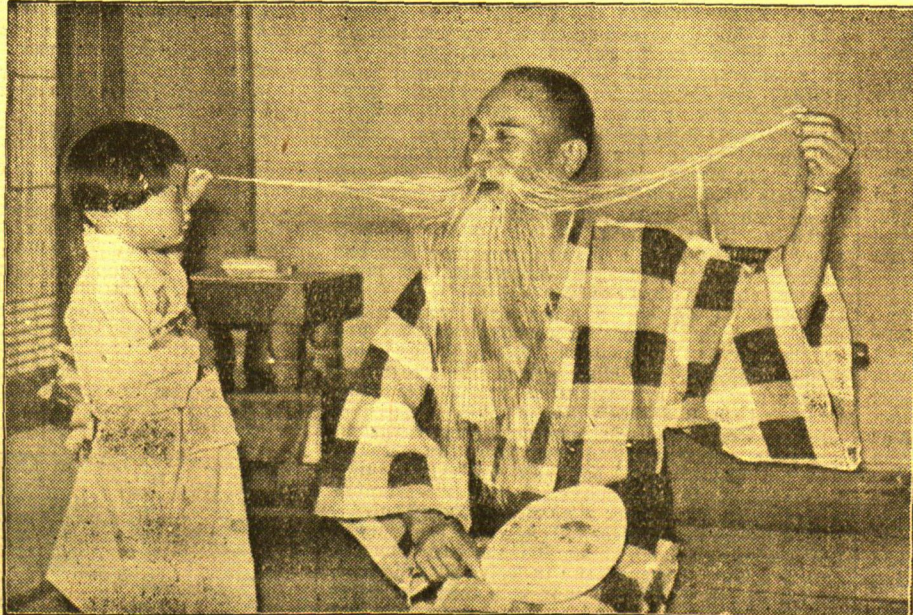
Rechts: Nun beginnt am deutschen Rhein die Weinlese

Mit den Tagen des Herbstes kommt in den deutschen Weingegenden am Rhein die Zeit der Ernte. Es sind harte und arbeitsreiche, aber nichtsdestoweniger fröhliche Wochen, die den Lohn für die vielfältige Mühe und Sorge eines ganzen Jahres bringen.



Links: Richard Strauss Präsident des Welthongresses der Komponisten

In Vichy in Frankreich findet gegenwärtig der Weltkongress der Komponisten statt, dessen Präsident Richard Strauss ist. Unter Bild zeigt Richard Strauss (rechts) mit dem Direktor der Oper in Vichy, Chauvet.



Sein Ehrgeiz: Der Bart mißt fast 1 1/2 Meter

Mit vergnügtem Stolz zeigt der Eigentümer einer Farm im Gunma-Distrikt in der Nähe der japanischen Hauptstadt seinen langen und gepflegten Bart. Ausgebreitet mißt er von Spitze zu Spitze fast 1 1/2 Meter.



Hochzeit eines 82-jährigen Pairs

Der 82-jährige Lord Monteaale of Brandon vollzog auf dem Standesamt in Kensington (England) seine Trauung mit seiner Schwägerin, der 81-jährigen Julia Emma Jabella Spring Rice. Da die Braut kürzlich bei einem Unfall einen Oberschenkelbruch erlitten hatte, ging sie mit Krücken zum Standesamt.

„Was sie wollen, ist Land ...“

An seiner großen Genfer Rede zum italienisch-afrikanischen Konflikt hat der englische Außenminister Sir Samuel Hoare auch überraschenderweise die Frage der Neuverteilung der kolonialen Rohstoffe angeschnitten. Diese Ausführungen haben in der ganzen Weltöffentlichkeit große Beachtung gefunden. Bekanntlich ist ihnen eine Reihe ähnlicher Erklärungen führender britischer Persönlichkeiten vorausgegangen. Noch kürzlich hatte das Oberhausmitglied Lord Arnold, früherer Unterstaatssekretär für die Kolonien, in einem im „Star“ erschienenen Artikel erklärt, daß Großbritannien, das etwa ein Viertel der Welt-Oberfläche besitzt, zu seiner Wirtschaftspolitik zurückkehren und die Tür seiner Märkte auf solchen Bedingungen für alle Länder der Welt öffnen sollte. Sehr interessant sind die Kommentare, die die englische Presse den Genfer Erklärungen des englischen Außenministers folgen ließen. Besonders „Daily Mail“ sprach brüsk das aus, was als der Kern des von Hoare angeschnittenen Problems bezeichnet werden muß. Das Blatt erklärte: „Die unbestimmte Ausrufung über Silbe, die den Habentibus-Nationen durch eine Unterordnung der Rohstoffverteilung gegeben werden könnte, berührt das Grundproblem nur an der Außenseite. Was sie wollen, ist Land für ihren Bevölkerungsüberschuß und nur durch Befriedigung dieses Wunsches kann das Problem gelöst werden.“ Diese Bemerkung wird durch einen Artikel, der in einer der letzten Ausgaben der „Morning Post“ erschienen ist, überhöht. „Ueberdruck und kein Ventil“, ausgedrückt ergänzt. Wir lassen einige Abschnitte aus dem Artikel folgen:

Der italienisch-afrikanische Streit, der sich mit einiger Mäßigkeit aus vorübergehender freundschaftlicher Umwerbung erhoben hat, besitzt eine amerikanische Wurzel.

Italien zählt auf 810 000 Quadratkilometern 42 000 000 Einwohner, es ist mit 135 Millionen auf das Quadratmeter eines der am dichtesten bevölkerten Länder der Erde. Gemessen an der Fruchtbarkeit des Bodens, Brotgetreide zu erzeugen und Rohstoffe herzugeben, dürfte es wohl der am dichtesten bewohnte unter den großen Staaten sein. Diese Ueberbevölkerung fand vor dem Krieg ihren Ausweg in einer lebhaften Wanderungsbewegung. Zwischen 1904 und 1914 verließen jedes Jahr 650 000 italienische Auswanderer die Heimat und gegen 500 000 kehrten mit ihren Erlösen zurück, der Wanderungsverlust dieser Dekade betrug 1 600 000 Menschen. 1931 zählte man noch 9 168 000 Italiener außerhalb des Königreiches. Die Abwanderungstendenz des Nachkriegs hat das Wanderungsverhältnis stark verstopft, am meisten das verschärfte Einwanderungsgebot der Vereinigten Staaten von 1925. Es drückte die italienische Auswanderung nach der Union, die 1914 über 280 000 und 1921 noch über 220 000 betragen hatte, auf 6 208 im Jahre 1925 herunter.

Die Auswanderungsmöglichkeiten nach anderen Ländern boten keinen Ersatz für das Verlorene, auch hier verengten sich die Tore. Südfrankreich und Tunis schlossen sich praktisch ab. Die mit verhältnismäßig großem Eifer und Aufwand betriebene Erschließung der eigenen afrikanischen Kolonien schaffte in zehn Jahren nur weniger als 40 000 Italiener neuen Lebensraum. Die immer wieder begonnenen Verhandlungen mit Frankreich, die auf Grund der Kriegsverprechungen Anteil an dessen nordafrikanischem Kolonialgebiet bringen sollten, blieben ergebnislos. Der Bevölkerungsdruck trieb unter diesen erfolglosen Bemühungen seit dem Kriegsende um rund vier Millionen, und ungeachtet aller Bemühungen Mussolinis um eine Regeneration seines Volkes sank die Geburtenrate von 29,7 auf das Tausend im Jahre 1925 auf 25 im Jahre 1933. Aber trotzdem betrug der Volkszuwachs in den letzten Jahren infolge der sinkenden Sterblichkeit immer über 400 000. Die Wanderung, das ehemalige Ventil des Ueberdrucks, ist 1933 geschrumpft auf 195 000 Auswanderer und 126 000 Rückwanderer.

Nach dieser Lage erklärt sich der Tatbestand, vor dem die Welt heute steht.

Als im Januar dieses Jahres mit Frankreich eine Einigung über die kolonialen Interessenverhältnisse zustande kam, wandte sich das italienische Bestreben mit — am Maßstab weltpolitischer Entwicklung gemessen — explosionsartiger Gewalt gegen Abessinien. Nicht einmal die Tatsache, daß man die Rechnung mit zehn bis zwölf Millionen Kriegsstichtiger und freilebender Abessinier machen muß, hat Hemmungen verursacht.

Wenn England heute in peinigender Ueberzeugung über den italienischen Vorstoß, der an der „Luftkammer“ seines Weltreiches erfolglos sich zu rühren beginnt, so kann ihm die rückwärtige Einsicht nicht eripart bleiben, daß es durch eine vernünftige Lösung des Kolonialproblems, als sie die Versäiler „Siegenlösung“ darstellte, die jetzigen Sorgen hätte vermeiden können. In Versailles liegt die alte Wurzel des italienisch-afrikanischen Streites.

Aber der Fall Italien ist nur ein Beispiel unter den „Völkern ohne Raum“. Wir brauchen nicht weit zu gehen. 86 Millionen Deutsche wohnen eingeschmürt auf 470 000 Quadratkilometern, 141 auf einem Quadratkilometer. Viele Millionen Menschen deutscher Abstammung leben in anderen Ländern. Deutschlands Geburtenüberschuß ist 1934 auf 404 000 gestiegen. Geschlechts- und Geburtenzunahme zeigen einen stärkeren Auftrieb als in anderen europäischen Ländern. Mit äußerster Anstrengung sucht Deutschland, in seine Grenzen gepreßt, die Lebensgrundlagen zu sichern.

Ein französischer Schriftsteller schreibt in den Erinnerungen an eine Weltreise um die Jahrhundertwende über die Erschließung fremder Zonen:

„Was deutsche Menschen und deutsches Wissen bei der Erschließung des Erdraumes geleistet haben, braucht man vielleicht nicht einmal Ausländern zu sagen. Aber trotz dieses Antriebs sind Deutschland die Kolonien genommen, Deutschlands Volkskraft preßt sich im Innern zusammen, sie findet nach außen kein Ventil.“

Wundert es unter diesen Umständen, daß in einem Zeitalter, in dem das Wort von der „offenen Tür“ eine inhaltslose Phrase geworden ist, daß bei den „Bestehenden“ Völkern Zeichen des Unbehagens zu verspüren sind? Der Fall Italien-Abessinien hat diesem schlechten Gewissen die Sprache gegeben.

„Die Zahlen der Ueberbevölkerung“, so konnte man kürzlich in der „Times“ lesen, „rufen durch ihre einfache Feststellung beim Unkritischen das Gefühl des Verfallens und der Kritik herauf.“ Die Deutschen weisen auf Rußland mit seinen 8 000 000 Quadratkilometern oder auf den Nachbar Polen mit weniger als der halben Bevölkerung des Reiches auf einem Gebiet, das nur 30 000 Quadrat-

mellen kleiner ist. Die Italiener leben auf Frankreich, wo fast dieselbe Bevölkerung in einem Gebiet lebt, das zweimal so groß wie Italien ist und das ein riesiges Kolonialreich darüber hinaus besitzt. Und alle heugen sich über die Grenzlinien der Weltkarte und wundern sich darüber, daß das Britische Reich mit seinen 13 000 000 Quadratkilometern und 500 000 000 Einwohnern nicht größere Anliegenskraft für die 45 Millionen Großbritanniens hat, von denen sich mehr als 500 auf einer Quadratmeile drängen. Die Leere des Empires ist ein politisches Problem erster Ordnung.“

Die Leere weiter Räume und die Enge überfüllter Länder!

Gerade in England müßte die Einsicht für eine schnelle Lösung des Problems im Kreise der europäischen Staaten wachsen. Denn eine ähnliche Gefahr, wie sie sich am Roten Meer für den Bestand des Empires andeutet, zieht in viel schwererer Welle über das Pazifik herauf, wenn auch der Ausbruch des Unwetters vielleicht ferner liegt. Die Nachricht, daß die Geburtenrate Japans im vergangenen Jahr die niedrigste seit 1924 ist, ändert nichts an der Tatsache, daß seine Bevölkerung sich immer noch um 800 000 jährlich vermehrt und 170 Japaner auf dem Quadratkilometer wohnen. Wohl hat sich Japan in der Mandchurei eine weite Rohstoffbasis geschaffen, aber der japanische Bevölkerungsanteil beträgt dort bisher noch nicht 1 v. H. Für den japanischen Siebler ist das Ostasien zu rauh. „Der Druck der japanischen Ueberbevölkerung drängt nach dem Süden, nach Australien und den Philippinen, wo die klimatischen Verhältnisse für die Japaner günstig sind. Es spricht vieles dafür, daß die große Lußeinwanderung in Ostasien nicht zwischen Japanern und Russen, sondern zwischen Japanern und Angeliachen stattfinden wird. Für diese Auseinandersetzung wird Japan den Rücken frei haben müssen gegen Rußland, zu dem es, auf lange Sicht gesehen, keine vitalen Interessengegenstände hat.“ Rußlands Gesicht wird in Zukunft nach Westsibirien gerichtet sein, das nach Ansicht eines Kenners der Dinge, Georg Kleinow, in absehbarer Zeit 80 000 000 Menschen Lebensraum zu geben vermag.

Vor diesem größeren Hintergrund wird der Fall Italien-Abessinien zu einer Einzelfrage. Aber er hat das Unangenehme und Ungelegene für England und das Gefährliche für das Empire, daß er die Farbenfrage aufwerfen muß. Diese bedrohliche Sachlage sollte in England die Erkenntnis fördern, daß ein Ueberleben dieses Streites, sei es auch nach kriegerischer Auseinandersetzung, das Grundproblem nicht bereinigen kann. England muß einsehen, daß die Diskussion des gefährdeten kollektiven Sicherheitswerkes, die es in den Vorder-

erungsanteil beträgt dort bisher noch nicht 1 v. H. Für den japanischen Siebler ist das Ostasien zu rauh. „Der Druck der japanischen Ueberbevölkerung drängt nach dem Süden, nach Australien und den Philippinen, wo die klimatischen Verhältnisse für die Japaner günstig sind. Es spricht vieles dafür, daß die große Lußeinwanderung in Ostasien nicht zwischen Japanern und Russen, sondern zwischen Japanern und Angeliachen stattfinden wird. Für diese Auseinandersetzung wird Japan den Rücken frei haben müssen gegen Rußland, zu dem es, auf lange Sicht gesehen, keine vitalen Interessengegenstände hat.“ Rußlands Gesicht wird in Zukunft nach Westsibirien gerichtet sein, das nach Ansicht eines Kenners der Dinge, Georg Kleinow, in absehbarer Zeit 80 000 000 Menschen Lebensraum zu geben vermag.

Vor diesem größeren Hintergrund wird der Fall Italien-Abessinien zu einer Einzelfrage. Aber er hat das Unangenehme und Ungelegene für England und das Gefährliche für das Empire, daß er die Farbenfrage aufwerfen muß. Diese bedrohliche Sachlage sollte in England die Erkenntnis fördern, daß ein Ueberleben dieses Streites, sei es auch nach kriegerischer Auseinandersetzung, das Grundproblem nicht bereinigen kann. England muß einsehen, daß die Diskussion des gefährdeten kollektiven Sicherheitswerkes, die es in den Vorder-

grund steht, nicht gelöst ist, diesem Grundproblem beizukommen, und daß eine großzügige Lösung der Kolonialfrage für Europa allein die dem Frieden dienliche Lösung bringen kann.“

Dralle BIRKENWASSER
beseitigt Kopfschuppen und Haarausfall

Dralle LAVENDELSEIFE
ist eine Wohltat für die Haut

Dralle RASIERCREME
macht das Rasieren zum Genuss

Dralle MUNDWASSER
„Mentol“-Antisept. u. doch wohl schmeckend

Abessinien Kaiser im Rundfunk

„Wir hoffen auf die Gerechtigkeit und den Schutz des Völkerbundes“

Addis Abeba, 14. September. Der Kaiser von Abessinien betonte in seiner Rundfunkansprache, die er geteilt gehalten hat, daß Abessinien an dem gegenwärtigen Konflikt unschuldig sei, wir hoffen auf die Gerechtigkeit und den Schutz des Völkerbundes. Nachdem der Kaiser dann hervorgehoben hatte, daß Abessinien alle internationalen Verpflichtungen treu erfüllt habe, wies er auf die ungerechtfertigte Waffenlieferungsperre hin und die andauernden italienischen Rüstungen und Truppenansammlungen an den abessinischen Grenzen und sagte: Italien tue dies alles unter dem Motto, die Barbarei abzuschaffen zu wollen. Abessinien empfinde jedoch einen Krieg als die größte Barbarei. Zum Schluß betonte der Kaiser noch einmal die Friedensliebe Abessinienens.

Hoare in London

London, 14. September. Der englische Außenminister Sir Samuel Hoare traf Freitag nachmittag wieder in London ein. Er wurde nach seiner Ankunft gefragt, welchen Eindruck er von der Rede Lavals habe. Hoare bezeichnete die Rede Lavals über die französisch-italienische Streitfrage als eine „sehr gute Rede“. Er, Hoare, habe in Genf eine außerordentlich arbeitsreiche Woche gehabt. Er habe alles getan, um eine Regelung dieses betrüblichen Streites herbeizuführen; er habe sich sehr angestrengt. Besonders habe es ihn gefreut, die sehr gute Rede des Ministerpräsidenten Laval zu hören. Es sei ihm ein großes Vergnügen gewesen, Laval persönlich kennen zu lernen und Tag für Tag mit ihm zusammenzuarbeiten.

Laval während des Wochenendes nicht in Genf

Paris, 14. September. Ministerpräsident Laval hat Genf am Freitag nachmittag verlassen und sich nach Lyon begeben. Er wird über das Wochenende nach Chateaufort bei Gap fahren und am Montag oder Dienstag wieder nach Genf zurückkehren. Man weiß nicht, ob dieses Programm etwa eine Aende-

Litwinow redet

(Nach Schluß der Redaktion)

Genf, 14. September.

In der öffentlichen Ansprache der Völkerbundversammlung, die am Vormittag fortgesetzt wurde, sprach der russische Außenminister Litwinow. Ohne ausführlich auf den italienisch-afrikanischen Konflikt einzugehen, widmete er sich der Darlegung allgemeiner Grundsätze, wobei er für die von ihm angeregte Definition des Angreifers und für die gleichfalls von ihm seit Jahren verlangte Umwandlung der Abrüstungskonferenz in eine ständige Friedenskonferenz, ferner für den Grundgedanken der totalen Abrüstung, die leichter zu verwirklichen sei als eine Teilabrüstung, eintrat. (Die Rede dauert an.)

Komintern-Entschlüsse gebilligt

Moskau, 14. September. In ganz Sowjetrußland finden zurzeit Versammlungen der Parteiorganisation statt, in denen zu den Beschlüssen der Komintern Stellung genommen wird. Einmütig werden die Entschlüsse der Komintern gebilligt. In Telegrammen an Stalin und Dimitroff wird die Ergebenheit der kommunistischen Provinzorganisationen gegenüber der Komintern zum Ausdruck gebracht. In einer Entschlüsse der Komintern als ein „Kampfsprogramm für die Schlacht um die Weltrevolution“ bezeichnet. Nach einer „Tafel“-Meldung aus London fanden in einer Versammlung der englischen Kommunisten die Entschlüsse der Komintern gleichfalls volle Billigung. An der Versammlung teilgenommen haben. Es wurden 1800 Broschüren verteilt, die die Kampfbeschlüsse der Komintern in englischer Sprache enthalten.

Hirota warnt ...

Tokio, 14. September. In seiner Unterredung mit dem japanischen Minister des Inneren Hirota erklärte sich der Finanz- und Oberaufsichtsrat der englischen Regierung, im Hinblick auf seine

rung erfahren und der Ministerpräsident über das Wohngende doch noch einen Abstecker nach Paris unternehmen wird.

Zur Rede Lavals

Genf, 14. September. Ministerpräsident Laval sagte in seiner Rede vor der Völkerbundversammlung im Zusammenhang mit der Erklärung, daß es keine Uneinigkeit zwischen Frankreich und Großbritannien in dem effektiven Suchen nach einer Lösung gebe, wörtlich: „Wir haben im Laufe dieses Jahres Schwierigkeiten erlebt, die unüberwindlich erschienen, sie sind beigelegt worden, und weil die Saarfrage und der ungarisch-jugoslawische Streit europäische Probleme waren, muß man daraus schließen, daß sie deshalb leichter zu lösen waren? Es ist uns geteilt gelungen, wird es uns morgen mißlingen? In diesem Falle würde eine neue Lage, die für alle noch erschütternder wäre, unsere Prüfung erfordern.“

Genf, 14. September.

Nach der Rede Lavals wurde bekannt, daß Litwinow, der ebenfalls auf der Nebentafel stand, erst am Sonnabend sprechen werde. Man nimmt allgemein an, daß durch diesen Aufschub im Augenblick noch schwebender Verhandlungen mit Italien eine allzu energiegelbe Demonstration der Völkerbundversammlung vermieden werden soll.

Sehr einschneidend und durch ihre offene Sprache besonders eindrucksvoll war die Rede des südafrikanischen Vertreters, der den Besorgnissen seines Landes angesichts der Kriegsgefahr Ausdruck gab. Er erklärte, daß es sich um eine dreifache Gefahr handele: die eingeheorenen Völker Afrikas würden aufgereizt und militarisiert, die Stellung der Weissen auf diesem Kontinent werde bedroht und das angrenzende Land stürze sich selbst in ein Abenteuer. Wenn man ein Verbrechen gegen den letzten noch bestehenden selbständigen Staat Afrikas begehe, so sei zu befürchten, daß Afrika nie bisher in seiner langen dunklen Geschichte nichts vergessen und nichts vergeben werde. Der Vertreter Südafrikas schloß mit einem dringenden Appell an Mussolini, in dieser 11. Stunde anzuhalten und zu überlegen.

Reise nach China, daß er nur den Auftrag habe, die Finanzen Chinas zu untersuchen. Er werde keine allgemein wirtschaftlichen oder gar politischen Fragen berühren. Hirota warnte vor Eingriffen in China, das man nicht mit europäischen Augen betrachten dürfe und sich selbst überlassen müsse. Die Frage politische Kreise haben insbesondere die Bedeutung der Erklärung von Welt-Roh hervor, daß England seine finanziellen Pläne, insbesondere die Frage einer chinesischen Anleihe, nur mit Japan gemeinsam behandeln werde. Es sei anzunehmen, daß England der neuen Lage im Fernen Osten und besonders der führenden Aufgabe Japans, Rechnung tragen werde.

Mildes Urteil in Brest

Paris, 14. September. Das Marinekriegsgericht in Brest hat die aus St. Gallen gebürtige Lydia Oswald wegen Spionage zu neun Monaten Gefängnis und 5000 Fr. Schadenersatz verurteilt und die beiden Marineoffiziere Guignard und de Foreville, deren unterer Glaube als erwiesen angesehen wurde, freigesprochen. Das Urteil wird allgemein als sehr mild bezeichnet. (Siehe auch S. 2 Seite der 1. Beilage.)

Ein Urentel Kopjussos als Bettler

Warschau, 14. September. Vor einiger Zeit wurde in Lodz auf den Straßen des prunkvollen Denkmals des großen polnischen Freiheitskämpfers Ludwigs Kopjussos in halbverhungertem Zustand ein Bettler aufgefunden. Bei Feststellung seiner Person wurde entdeckt, daß es sich in der Person des Bettlers um einen direkten Urentel Kopjussos, den Grafen Boris N., handle. Er erklärte, er habe seit vielen Tagen keine Zufuchtstätte mehr gehabt und im Schatten des Denkmals ausgeruht. Er behauptet, nicht gewußt zu haben, daß es ein Standbild seines großen Ahnen sei und wurde erst durch den Hinweis des Polizeikommissars auf das feltame Zusammenreffen aufmerksam gemacht. Graf N., der früher russischer Unteroffizier war, gab an, einst große Güter und ein Schloss besessen zu haben. Auf diesem Schloss Strylowicz habe während des Weltkrieges auch Hindenburg einige Zeit verbracht. Nach dem russisch-polnischen Kriege sei das Schloss abgebrannt und Graf N. habe sein ganzes Vermögen verloren.

Abgefeuert, explodiert — 8 Tote

London, 14. September. Wie aus Panama gemeldet wird, ist am Freitag ein amerikanisches Verkehrsflugzeug etwa 50 Meilen von der Stadt Panama entsetzt abgestürzt und explodiert. Die acht Insassen wurden getötet.

Blinddarmoperation mit dem Taschenmesser

K. Wien.
Der Wiener Chirurg Dr. Sainburger besand sich dieser Tage mit einem Freund auf einer Fuhrtour in der Steiermark, als dieser plötzlich an ersten Erscheinungen einer Blinddarmentzündung zusammenbrach. Man war 15 Kilometer vom nächsten Ort entfernt. Kurz entschlossen nahm der Arzt eine Flasche Kognak, die sein kranker Freund antrank, operierte ihn mit seinem Taschenmesser und bediente sich als einziger weiterer Hilfsmittel zweier Taschentücher, deren Ueberreste später als Verband dienen mußten. Dann holte er in dem nächsten Ort ein Auto und ließ seinen operierten Freund ins nächste Spital bringen, wo er unter normalen Umständen seiner Genesung entgegenfieht.

HANDEL UND SCHIFFFAHRT

Memeler Devisenkurse

(Kurse im Bankverkehr — Ohne Gewähr)

	14. 9. Ankauf	14. 9. Verkauf
Newyork 1 Dollar	5,96	6,00
London 1 £ St.	29,50	29,70
Berlin 1 Reichsmark Scheck	2,39	2,41
Berlin 1 Reichsmark Noten	—	1,87
Berlin Registermark	—	1,28
Zürich 1 Schw. Fres.	1,04,5	1,05,5
Amsterdam 1 Hfl.	4,03	4,06
Prag 1 Kr.	0,24,70	0,24,95
Stockholm 1 Kr.	1,52	1,53,5
Mailand 1 Lire	—	—
Paris 1 Fr.	0,39,85	0,39,55
Brüssel 1 Franks	0,20,05	0,20,25
Wien 1 Schilling	—	1,14

Wetterwarte

Wettervorhersage für Sonntag, den 15. Sept.
Mäßige bis frische südwestliche Winde, am Tage Haufenwolkenbildung und vorübergehend wolkig, vereinzelt leichte Schauer möglich, Temperaturen unverändert. Für Montag: Keine Änderung.

Temperaturen in Memel am 14. September
6 Uhr: + 16,0, 8 Uhr: + 16,2, 10 Uhr: + 17,2

Allgemeines Uebersehen von Sonnabend, 14. Sept.
Die äußerst lebhaft Wirbelhaftigkeit auf dem atlantischen Ozean dauert fort. Teilströmungen umkreisen dieses Wirbelsystem. Heute liegt je eine Teilströmung über der Nordsee und Mittelnorwegen.

Beob.-Stelle	Barometer	Richtung und Stärke	Wetter	Tem. persal.	Seegang	Sichtweite in See
Memel	1013,6	W. 3	bed.	+ 16,2	2 1/2	—
Adler-Grund (südwestl. von Bornholm)	1014,0	WSW. 4	wolkig	+ 17,0	—	8
Riga	1010,5	W. 4	wolkig	+ 15,0	1	1/10
Liban	1012,0	NNW. 3	Regen	+ 15,0	1	1/2
Haparanda	1006,4	N. 3	bed.	+ 4,0	0	1/4
Hammeren	1014,0	WSW. 4	Nebel	+ 15,0	3	4
Wisby	1020,1	SW. 2	heiter	+ 15,0	1	8
Stockholm	1006,5	WSW. 3	wolkig	+ 14,0	1	1/10

Memeler Schiffsnachrichten

Eingekommene Schiffe					
Nr.	Cont.	Schiff und Kapitän	Von	Mit	Adressiert an
866	2	Rimfros s. D. Hansen	Gdingen	Stückgut	Bandels
817		Annaberg s. D. Adolfsen	Newcastle	Kohlen	Johannesen & Co
868		Falken s. D. Hillstedt	Bigg	Stückgut	Svytoris
Ausgegangen					
Nr.	Cont.	Schiff und Kapitän	Nach	Mit	Makler
850	1	Kudolf s. D. Peters	sonnigberg	Gemü. Stückgut	Ed. Krause
881		Haltader s. D. Thomas	London	Stückgut	H. u. S.

Pegelstand: 0,55 m. — Wind: W. 3 — Strom aus.

Rotationsdruck und Verlag von P. W. Siebert, Memel. Dampfboot Aktiengesellschaft, Hauptgeschäftsbüro und verantwortlich für Politik, Handel und Postwesen. Martin Kakes, für Lokales und Provinz Max Hopp, für den Anzeigen- und Reklameteil Arthur Hippo, sämtlich in Memel.

Charlotte Stellmacher
Kzl. - Sekr.
Ernst Mertineit
Verlobte

Memel, September 1935

Wir geben die Geburt unseres Sohnes
Klaus Werner
bekannt
Max Hinz und Frau Gerda
geb. Schmiel
Memel, den 13. September 1935

Großes Reinemachen
Waschen u. Spannen von
Gardinen, Bettdecken usw.

Dampfwäscherei
Präf. - Emetona-Allee 20
Tel. 437

Abschwimmen
am Sonntag, d. 15. September,
11 Uhr vorm., in der Schwimm-
anstalt des S. S. M. am Sandkrug

Memelländischer Schwimm-Verband

Heute vormittag entschlief sanft nach langer, schwerer
Krankheit meine liebe Frau, unsere liebe treuversorgende
Mutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Margarete Schanter
geb. Schlessler
im 52. Lebensjahr.

In tiefer Trauer
Georg Schanter und Kinder

Memel, den 13. September 1935

Die Beerdigung findet Dienstag, nachmittags 3 Uhr,
von der Stadt. Friedhofshalle aus statt.

Memelländischer Frauenbund
Der Kaffe für die Mitglieder findet wieder Montag im „Baltisch Hof“ statt. (2805)
Der Vorstand.

Welche edelbenkende u. kinderlieb. Eltern würden ein Waisenkind in Pflege nehmen? Angebote unter 5931 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Bess. Hausschneiderin
empfiehlt sich. Angeb. unter 5937 an die Abfertigungsstelle d. Bl.

Café Mokka-Stuben
Ab Montag, d. 16. d. Mts., das beste tschechoslowakische Tanzpaar

2 Farintis!!!
Hervorragend! Akrobatisch! Mondän!

Gr. Würstchen
heute u. Sonntag in d. Strandhalle
Sandkrug W. Bremenfeld

Einfarbige Kunstseidenstoffe, englisch
mit Baumwolle für elegante Kleider, 95 cm breit. Lit 750

E. Millner, Fleischbänkenstr. 2

Bekanntmachung

Die Restaurationsräume des städt. Schlachthofes mit einer 3-Zimmerwohnung und Nebengebäude sind ab 15. Oktober d. Js. zu verpachten.

Schriftliche Angebote von künftigen Bewerbern werden im Rathaus, Zimmer 50, bis zum 20. September entgegen genommen.

Memel, den 13. September 1935,
Der Magistrat

Neueingänge

Engl. Damenmantelstoffe von 16 an
Kleiderstoffe in großer Auswahl

A. Salzberg

Möbel!!

in verschiedenen Ausführungen kaufen Sie bei der bekannten Möbelfabrik aus Sonava

M. Landsmann, Memel
Bäckerstraße 22/24, Eingang Schubstraße

Begräbniskasse für die ev. Kirchengemeinde Memel Stadt und Land (Memelgebiet)
Grösste Sterbegeldversicherung im Memelgebiet

Rund 12 000 zahlende Mitglieder mit einer Versicherungssumme von über Lit 6 000 000. Seit der kurzen Zeit des Bestehens der Kassen wurden an Sterbegeldsummen rund Lit 552 000 zur Auszahlung gebracht.

Die Begräbniskasse Memel versichert Mitglieder von Lit 200 bis zu Lit 2 400 Sterbegeld ohne jede Wartezeit (mit Ausnahme bei Selbstmord) und ohne ärztl. Untersuchung bei billigster Monatsprämie von Lit 0,30 anfangend. Durch Abschluss des Kollektiv-Vertrages mit der Iduna-Germania Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft, Berlin, besteht unbedingter Rechtsanspruch auf das volle Sterbegeld.

Anmeldungen zur Aufnahme im Büro der Kasse Memel, Marktstraße Nr. 40 - sowie bei sämtlichen örtlichen Kassen im Memelgebiet. (9609)

M./S. „Kurisches Haff“
Billiger Ausflug
nach
Schwarzort und Nidden
am Sonntag, dem 15. September 35

8.00 ab Memel . . an 21.10
9.00 an Schwarzort ab 20.10
10.45 an Nidden . . ab 18.25

Einheitsfahrpreis: nach Schwarzort Lit 1.50
(Hin und zurück) nach Nidden Lit 3.00

Memeler Dampfschiffahrts-Gesellschaft m. b. H.
Rathaus, Zimmer 47 Tel. 710

Sämtliche
Krankenfassen-Rezepte
fertigt an:

Elm-Apotheke
Otto Kunellis
Memel, Friedrich-Wilhelm-Strasse 42, Telefon 499

Geschäftseröffnung
Zur gefl. Kenntnisnahme, daß ich v. 15. d. Mts. das
Kolonialwaren- und Schankgeschäft
Magazinstraße Nr. 4 übernommen habe.

Es wird mein Bestreben sein, durch gute Ware und billige Preisberechnung meine Kundschaft zufriedenzustellen. Ich bitte höflichst mein junges Unternehmen glückt zu unterstützen.

Hochachtungsvoll
Willy Schulz



Rolleiflex
Rolleicord

sind die Spiegelreflex-Kameras der 100%igen Ausbeute mit Rollfilm, Platte oder Kinefilm!

Fordern Sie von Ihrem Photohändler Prospekt

Franke & Heidecke, Braunschweig

Stad- und Fernzüge Expedition
Bergzollung Rollfuhrwerk

Otto Annusehlt, Memel, Telefon 936
Kontor Reifschlägerstraße 1, Ecke Kantstr.

15 deutsche Häuser mit 20% Rendite

in Berlin und Wiesbaden, gute Lagen, gut vermietet, besonders inländ. verkaufte ich umständehalber ganz oder teilweise mit 4 facher Friebsmiete in Auslands-Laguna. Bei Gesamtabnahme (400 000 freie Mark) besondere Vergünstigungen. Anträgen bei:

Johann Löwy, Wien III, Essepl. 4

Capitol Wochentags 8 u. 8 1/2 Uhr
Sonntag 5 1/2 u. 8 1/2 Uhr
Der Standard-Großfilm in deutscher Sprache
Kreuzweg einer Liebe
Urteil des Lebens
Beiprogramm / Fox-Tonwoche

Sonntag 2 1/2 Uhr
Sondervorstellung
Marlene Dietrich
in dem neuen Tonfilm
Die spanische Tänzerin
Beiprogramm unten Lit 1.-, oben 1.50

Holz- und Eisen-Delfässer
von ca. 200 Liter Inhalt kauft
S. Wolpert, Friedrichsmarkt Nr. 16
Telefon 495

Baumaterialien
Baubeschläge - Träger
Dachpappen - Feere
Nacheln u. Dfenbeschläge
Malersfarben - Firnis
empfehlen frei Baustelle. (7082)

J. Schrolowitz
Friedr.-Wilh.-Str. 9-10 Tel. 1007

Akquisiteur
für Sammlung von Inseraten im Memelgebiet von sofort gesucht. Offert.: Tilit
Polischlöhlerstr. 70

Perfekte (2904)
Genotgipflin
vertretungsweise sofort gesucht. Angeb. unter 5934 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Ehrliches, lauberes Mädchen
f. die Küche braucht von sofort (2909)
Laurus
Gut Carlsberg II

Uchtung!
Autos nach Davillen
Gasthaus F. Bartel Nachf. am Sonntag 1.30
ab Neuer Markt. Fahrpreis 1.50.

Autobus Schernen
nur bei günstiger Witterung und geringender Befüllung 2 Uhr.

Übernehme die Anfertigung sämtlicher Herrengarderoben sowie Damen-Wäntel u. Kostüme bei sauberer Verarbeitung und billigen Preisen

Ferd. Günther
Schneidermeister
Baderstr. 8/9

Kaeshners
KREM GLYCERIN SEIFE
MEMEL

Verloren Gefunden
Schwein zugefahren
Eigentümer kann es abholen gegen Erstattung d. Unkosten.
Sellenat
Reifschlägerstr. 2.

Stellen-Angebote
Kutscher
Miglus
Rumpfschker Str. 7

Verkäufte
gelucht. (2912)
Postfach 154.

1 Zimmer
u. Küche zu vermiet. Ang. unter 5939 a. d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Ein möbl. Zimmer an einen Herrn von sofort zu vermieten
Schwanenstr. 29

Gut möbliertes Zimmer
mit Bad u. Telefon ab 1. 10. zu vermieten. Zu erfragen
Telefon 1104 und 1007 oder an den Schaltern d. Bldes.

Zimmer
mit Kabinett, beste Lage, von sofort zu verm.
Tel. 471

Möbl. Zimmer
an zwei Herren zu vermieten. Zu erfragen a. d. Schalt. d. Bl.

Rt. möbl. Zimmer
an Mitbewohn. zu vermiet. b. alleinst. Dame. Zu erfragen an den Schaltern d. Bl.

Möbl. Schlafkab. m. Wohnz.
v. gleich oder später zu vermieten. Angeb. unter 5940 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Apollo - Lichtspiele
Wochentags 5 u. 8 1/2 Uhr
Sonntag 2 1/4, 5 u. 8 1/2 Uhr
Eintrittspreise unverändert
Episod
Paula Wessely
C. L. Diehl
Kunstwerke der Straße

Kammer Täglich 5 u. 8 1/2 Uhr
Gewöhnliche Eintrittspreise
Das Einmaleins der Liebe
Luise Ullrich, Hörbiger, Lingen
Wenn die Musik spielt

Kammer Sonntag 2 1/4 Uhr
Sonder-Vorstellung
billige Sonderpreise
Jugendliche über 14 Jahre haben Zutritt
Der mutige Seefahrer
Paul Kemp / Lucel Englisch
Beiprogramm

Bestellungen auf prima
Brestorf
nimmt entgegen
Willy Walker
Kohlenhandlung
Kuisenstraße 8/10, Tel. 45

Laden
für Kleider als Futile fertig eingerichtet, zu vermieten
Ferdinandplatz 4

Laden
in der Kantstr. sofort zu vermieten. Zu erfragen bei
Schmidt
Vibauer Straße 32.

Mietsgesuche
4-Zimmer-Wohnung
m. Bad, mögl. part. von kinderl. Familie zum 1. 10. gesucht. Angebote unter 5930 an die Abfertigungsstelle d. Bl.

Verkäufe
Piano
sehr billig z. verkaufen
Wertstr. 1, part.

Blas- u. Streichinstrumente
zur Hälfte d. Preises zu verkaufen (2913)
Wertstr. 1, part.

Ein fast neues, mod.
Büfett
billig zu verkaufen. Zu erfragen an den Schaltern d. Bl.

Sahrad
zu verkaufen
Fuhrmannstr. 1
bei Balazus.

Stridmaschine
60 cm l. 5er Teil, zu verkaufen. (2879)
A. Bertuliet
b. Dr. Bumbullis
Markstr. 5.

2 Zimmer
im Zentrum d. Stadt sofort gesucht. Angebote u. 5908 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Möbl. Zimmer
mit Klavier u. apart. Eingang sucht ein Professor. Angebote unter 5942 an die Abfertigungsstelle d. Bl.

Glajergehilfen
flekt. sofort ein (2946)
O. Genatowski, Vibauer Straße Nr. 39

Morgens und Abends
regelmässig
Trilysin
das hilft dem Haar!

Trilysin ist das wissenschaftliche Haarpflegemittel von Weltruf.